

Leseprobe

BLUTSBANDE

Von Franz Zeller

(Pendragon Verlag, März 2011)

AUGUST

Am schlimmsten war das Abtrennen des Kopfes.

Die Leiche schien ihn anzustarren, ungläubig, derart schnell ans Ende der Zeit gekommen zu sein. Ihr Blick bohrte sich durch ihn hindurch, als könnte sie dahinter noch ein bisschen von jenem Leben sehen, das so plötzlich ein Ende gefunden hatte. Die Augen schienen röter als noch vor drei Stunden, wie geflutet von einem Schwall Lebenssaft, der kurz darauf erstarrte.

Der Schein seiner Stirnlampe glitt schnell weg von den toten Pupillen, streifte über den furchigen grauen Holztisch und wanderte nach einem Flackern wie unter Zwang zurück zum Kopf der Leiche.

Es war wie bei Verletzungen im Mund. Obwohl man die Wunde in Ruhe lassen sollte, kehrte die Zunge immer wieder zu ihr zurück. So wie man sehr dicke Leute immer wieder anstarren musste, obwohl man sie nicht sehen wollte. Oder Menschen mit einem körperlichen Defekt.

Nein, so ging das nicht. Dieser Blick paralyisierte ihn. Er konnte nicht jemanden zerstückeln, der ihm dabei zusah.

Mit einem Ruck drehte er den nackten Körper auf den Bauch.

Und zog seine Hände erschrocken zurück. Der Leichnam hatte nicht mehr die Temperatur des Lebendigen, war aber noch weit von der Leichenstarre entfernt, ein Zwischenreich, in dem Berührungen verboten waren. Die Würgemale am Hals hoben sich schmal und dunkel von der bleichen makellosen Haut ab, so viel konnte man selbst unter dem erbärmlichen Licht der Stirnlampe sehen.

Er würde zuerst einmal Plastiksäcke aus dem Auto holen. Alle machten sich darüber lustig, dass er die Einkaufstaschen aus den Supermärkten dutzendweise hortete, im Handschuhfach, im Kofferraum, im Keller und in der Werkstatt.

„Man weiß nie, wann man welche braucht“, antwortete er mittlerweile, ohne nachzudenken und ohne sich mit der Provokation zu beschäftigen, auf die wiederkehrenden Witzeleien über seinen Sammeltrieb. Er murmelte den Satz auch jetzt vor sich hin, als würde er ihm beim kurzen Abstieg von der Jagdhütte zum Parkplatz Halt geben. Der Schein der Stirnlampe verlор sich auf dem dunklen erdigen Weg. Ein paarmal stolperte er fast, obwohl er den Kopf senkte und nur das Stück Pfad auszuleuchten versuchte, das direkt vor ihm lag. Es musste kurz genieselt haben, der verdichtete Boden war rutschig und wie mit einem feinen Film überzogen.

Ja, tatsächlich, dass er die Säcke einmal zum Verstauen von

Leichenteilen brauchen würde, das hatte selbst er in seiner fast krankhaften Sammelwut nicht vorhergesehen.

Fehlte nur noch, dass jetzt einer dieser Käuze schrie, die die Nachtszenen im Fernsehen vergruselten. Es hätte ihm geholfen, die blutige Dunkelheit wie eine weit entfernte filmische Dramatisierung zu betrachten.

Aber es war still. Sehr still. Nur der Atem ging schnell. Das hier überstieg seine Kapazitäten bei weitem. Körperlich und psychisch.

Kurz betrachtete er sein seltsames Bild in den spiegelnden Autofenstern. Der Lichtpunkt auf der Stirn glänzte wie ein einziges überdimensionales Auge. Er hatte in den griechischen Sagen von so einer Figur gelesen. Aber er konnte sich nicht mehr an ihren Namen erinnern.

Er nahm so viele Plastiktaschen aus dem Seitenfach des Kofferraums, wie er in den größten Sack stopfen konnte. Seine zweite Hand würde er brauchen, um sich am Geländer des unebenen Weges festzuhalten, der mit Rundlingen befestigt zur Jagdhütte hinauf führte.

Die letzten Meter vor dem Plateau stiegen für seine stämmige Statur etwas zu steil an. Hier verwandelte sich der rutschige Weg in Stufen. Nach ein paar Schritten spürte er das Ziehen in den Oberschenkeln. Dazu kam ein brüchiger Husten. Musste

seine Bronchitis gerade jetzt wieder akut werden, wo er unendlich viel Luft brauchte?

Keuchend kam er beim Tisch an.

Vielleicht sollte er doch mehr zu Fuß gehen und das Auto öfter stehen lassen. Gute Vorsätze. In dieser Nacht waren sie von der Wirklichkeit weit überholt worden. Was sollte er sich noch vornehmen?

Die Küchenlade war gut bestückt. Er holte ein paar Messer, von denen er sich erhoffte, sie würden ihm die Arbeit leichter machen, ein Tranchiermesser, ein Hackbeil, ein schweres Kochmesser und auch noch das Wetzeisen.

Das Tranchiermesser schnitt leidlich scharf. Es wurde immer wieder nachgeschliffen, weil sie es häufig zum Zerlegen von Wild brauchten. Mit ein bisschen Übung ging das relativ einfach. Man hängte das Wild an den Hinterläufen am Balken unter dem Vorsprung der Holzhütte auf und schnitt den Bauch vom Waidloch Richtung Kopf auf.

Vielleicht sollte er auch die Leiche so aufhängen. Als er sie vor seinem inneren Auge an den Holzapfen hängen sah, verwarf er den Gedanken schnell wieder.

Den Kopf musste er trotzdem zuerst abtrennen, daran führte kein Weg vorbei, wenn sie noch in der Nacht hier wegkommen wollten. Am besten eignete sich dafür wohl das schwere

Kochmesser.

Er versuchte einen halbrunden Probeschnitt in den alten Holztisch, so wie sie als Buben früher Herzen in die Rinden von Bäumen geritzt hatten oder sich mit dem Namen ihrer aktuellen Liebsten während eines Schulausflugs auf einer Sitzbank verewigten. Mit wenig Erfolg. Es blieb gerade einmal ein feiner Strich zurück.

Das Wetzeisen fand er erst nach einigem Suchen. Es lag halb unter dem toten Körper. Um den Leichnam nicht zu berühren, zog er es am Eisenring am Ende des Griffes unter der Hüfte hervor.

Schon als das Eisen zum ersten Mal unsicher über die Klinge glitt, durchschnitt das Geräusch die Nacht. Das scharfe Kratzen des Metalls schien so unglaublich fremd in dieser Stille, dass er sofort wieder absetzen wollte.

Der Wald erwachte nicht. Nichts regte sich. Der Dunkelheit da draußen schien es egal, was hier passierte.

Das war offenbar nur die Paranoia, die einen in dieser Situation unweigerlich befallen musste.

Er begann die dicke Klinge mit mehr Sicherheit zu schärfen und den Stein entschiedener über das Messer zu ziehen. Bald absorbierte ihn der Rhythmus des Schleifens. Wie in Trance wurde die Klinge immer schärfer.

Als er sie schließlich ansetzte, drang sie leicht in das Fleisch ein.

Er schloss die Augen und stemmte sich mit beiden Händen und seinem ganzen Gewicht auf das Messer. Und musste dafür hören, was er nicht sehen wollte.

Das Knacken der Knochen war so unmenschlich und tat so weh, dass es in seinem rechten Ohr laut zu summen und rascheln begann.

Als er den Kopf schließlich mit der Hand vom Tisch bugsierte und in den erstbesten Plastiksack fallen ließ, so wie er sonst Abfälle von der Arbeitsplatte in der Küche in den Abfalleimer wischte, rutschte die kopflose Leiche vom Holztisch und vor seine Füße. Kurz lehnte sie sich an seine Knie und fiel dann seitwärts um.

In diesem Augenblick wusste er, dass dies alles nicht wahr sein konnte. Er war in einem dieser Games gelandet, die sein sechzehnjähriger Sohn jetzt ab und zu spielte. Mit viel Spaß spielte. Erst gestern hatte er ihm dabei über die Schulter geschaut, ohne selbst einzugreifen. Seine Finger waren zu tolpatschig zum schnellen Bedienen von Tastatur und Maus. Mit Müh und Not konnte er Briefe tippen.

Er wurde ruhiger. Wenn er es schon nicht schaffte, wie sonst bei schlimmen Träumen aufzuwachen, dann konnte er jetzt

wenigstens darauf vertrauen, morgen zwar gerädert, aber ohne Schuld wach zu werden.

Aus der Jagdhütte hörte er das Schrubben eines Besens, so rhythmisch, als machte eine Maschine Musik. Plötzlich ging das Reiben in ein leises Wimmern über. Es schwoll immer mehr an und wurde schließlich zu einem deformierten Schreien, so hilflos und erbärmlich, dass er nach zwei langsamen Schritten Richtung Hüttentür trotz seines Gewichts ins Laufen verfiel. Das musste Ebene zwei des Spiels sein, das sich in den Traum verirrt hatte.

SEPTEMBER

Wenn du aufwachst und in deiner Badewanne schwimmt ein Karpfen, dann hast du am Vorabend entweder getrunken und ein seltsames Geschäft gemacht oder du hast einen Sohn.

In Franco Molls Fall war Letzteres schuld. Verdrossen stapfte er angesichts der tierischen Besatzung in der Wanne aus dem Badezimmer zurück in das Schlafzimmer und legte sich noch einmal ins Bett. Er fühlte sich schon beim Aufstehen erschöpft. Die Arbeiter in der Nachbarwohnung hatten wieder um Punkt sieben zu lärmern begonnen.

Das war legal. Es nervte trotzdem.

Die Fachkräfte hinter den Steinmauern kamen wahrscheinlich aus dem Osten, sprachen ein paar Brocken Deutsch und verbrachten ihren „Urlaub“ mit dem Bohrhammer, meist ein oder zwei Jahre lang. So wie Tausende andere, die mit einer überschaubaren Sporttasche und Touristenvisum einreisten und alle drei Monate für ein Wochenende zurückfahren nach Rumänien, Moldawien oder in die Ukraine.

Den Pfuschern seine Kollegen von der Fremdenpolizei auf den Hals zu hetzen, wäre Moll trotzdem zu blöd gewesen.

Vielleicht brauchte er sie selber mal für Renovierungsarbeiten. Bei Gelegenheit und guter Laune würde er sie nach ihren Handynummern fragen.

Die Leute gingen kein Risiko ein. Sie rüsteten sich mit unangemeldeten Wertkartenhandys aus. Kontaktpunkte mit Ablaufdatum. Nach einem Jahr oder zwei waren sie nicht mehr erreichbar. Und was den Lärm betraf: Irgendwann würde die Wohnung wieder Bewohner haben und keine Werkstatt mehr sein. Er wollte es sich nicht schon jetzt mit den neuen Mietern verderben. Vielleicht musste er jahrelang mit den noch unbekanntem Nachbarn leben.

Dass die Truppe da drüben seinen persönlichen Biorhythmus missachtete, nahm er ihr trotzdem übel. Es mussten mindestens drei Leute sein, falls er die Drill-, Schremm- und Schraubgeräusche richtig unterschied. Wenn man mangels Reichtum schon gezwungen war, morgens das Bett zu verlassen, sollte es wenigstens in würdevoller Stille geschehen können.

Die letzten Wohnungsnachbarn hatte er zweimal im Jahr gesehen – ein älteres Ehepaar namens Brockhaus-Mertens. Es wohnte nur während der Osterfestspiele in Salzburg und im Juli und August, wenn der Jedermann seine Todesangst über den Domplatz plärrte und der Kulturtross während der Salzburger Festspiele einen mehr oder weniger frischen Aufguss des Don Giovanni oder der Zauberflöte kulinarisch feierte. Man hatte sich freundlich begrüßt, mehr nicht. Angenehme stadttaugliche Nachbarn also. Dabei hatte das

Paar keineswegs den sinnentleerten Pseudo-Kulturjargon gesprochen, der von den Artikeln der Kritiker in den Wortschatz der Adabei-Gesellschaft diffundierte. Die beiden schienen sich tatsächlich über jede Oper zu freuen, bei der sie dabei sein konnten. Immer wieder rückten sie mit reisetäschengroßen Partituren zu den Vorstellungen aus. Ihre Wegweiser zurück ins 18. Jahrhundert.

Franco rollte sich endgültig aus dem Doppelbett. Es erstaunte ihn, dass die zweite Hälfte bezogen war und ihn nicht, wie sonst üblich, die nackte Matratze anstarrte. Ob das noch Sinn machte, konnte er im Augenblick nicht sagen. Zweisamkeit war nicht einfach. Vor allem nicht, wenn man in der Abteilung „Leib und Leben“ arbeitete und der Dienstplan nicht von freundlichen Kollegen geschrieben wurde, sondern von Schlägern, Mördern und Perversen. Alexandra sah das leider genau so. Sie haderte damit, dass das Paarleben schnell zu einer zeitlichen Resteverwertung von Mord- und Totschlagpausen in Salzburg degenerieren konnte.

Auf dem Fenstersims lagen ein paar Buchenblätter. Sie stürzten in eigenartigen Flugfiguren vom Festungsberg herunter, obwohl der September gerade erst begonnen hatte und sich nicht so recht entscheiden konnte, ob er schon zu einem Nachruf auf den Sommer ansetzen oder sich in einem retardierenden Moment noch einmal aufheizen sollte.

Sieben Uhr wäre eine durchaus vertretbare Zeit gewesen, dem Tag ins Auge zu blicken. Aber Moll war um vier Uhr wach geworden, weil Felix beim Umdrehen im Bett heftig gegen die Wand gedonnert war. Was dem Jungen im Gegensatz zu ihm allerdings nicht den Schlaf raubte.

Vier Uhr. Morgengrauen pur. Franco Moll hatte auf die Uhr gesehen und an das verschwundene Paar denken müssen. Und an seinen Traum. An die glühende Stahlplatte, hinter der etwas auf ihn wartete. Damit war das Projekt Schlaf vorderhand einmal erledigt gewesen. Um vier Uhr war der Mensch am verwundbarsten. Da setzten ihm Alpträume am meisten zu, da beschädigten ihn erbärmliche Reste aus der Vergangenheit ebenso wie eine Zukunft, zu der man keine Tür fand.

Wie üblich wurde Moll erst wieder gegen sechs Uhr früh müde. Umso schlimmer traf ihn kurz danach der Einbruch der Handwerker in seinen nachgeholtten Schlaf.

Alles Lamentieren half nichts. Er wankte ins Bad und stieß mit der Schulter gegen den Türrahmen. Sein Gleichgewichtssinn konnte sich noch nicht aus dem morgendlichen Koma befreien.

Zehn Minuten später war Franco Moll geduscht. Ein Bad wäre ihm lieber gewesen, aber aus der Wanne starrte ihn der

Spiegelkarpfen mit trostloser stoischer Ruhe an. Fast zwei Wochen schwamm der Fisch schon in diesem Polyestertümpel. Die Aussichten, dass der Karpfen in den nächsten Tagen ein neues Biotop namens „Pfanne“ beziehen würde, waren gleich null. Sein Sohn Felix hatte auf stur geschaltet. Von den zwei Fischen, die Weinmeister aus dem Leopoldskroner Weiher geangelt hatte, musste einer pardoniert werden. Der zweite war bereits in die ewigen Weltmeere eingegangen und starrte bei minus achtzehn Grad in der Tiefkühlade vor sich hin. Heute war Zeit, ihn für's Abendessen aufzutauen.

Rasch zog Franco eine seiner gerade geschnittenen Jeans an. Sie engten noch immer nicht ein um den Bauch. Das erste positive Erlebnis des Tages. Mit fündunddreißig litten viele an jähem körperlichen Expansionsbestrebungen. Und sich im Profil vor den Spiegel zu stellen, um ängstlich die Bauchform zu kontrollieren, das gehörte definitiv zu den demütigendsten Proben im nicht enden wollenden Erwachsenwerden eines Mannes.

Felix hatte bereits gedeckt. Franco hob seinen Jungen hoch und umarmte ihn, als hätte er ihn seit Wochen nicht gesehen. „Gut aufgelegt?“ fragte Felix und strich seinem Vater über den Kopf.

„Nein, überhaupt nicht“, sagte Franco, „aber das habe ich jetzt kurz vergessen.“

Als er Felix wieder auf den Boden stellte, merkte er, wie schwer der Junge geworden war. Die Zeit verging zu schnell, das alte Lamento.

Plötzlich stiegen die Kleinkinder auf ein Fahrrad mit Stützrädern und waren so klein nicht mehr. Irgendwann lagen die Stützräder dann im Eck und setzten Rost an. Die Spielsteine wurden immer kleiner, dafür die Spiele immer teurer. Kurz darauf sprachen die Kinder zum ersten Mal das Wort „Freund“ aus, und wenig später meinten sie es auch. Dann begann das Herzweh, wenn drei Freunde miteinander spielten und einer aus heiterem Himmel plötzlich weniger „Freund“ war als die beiden anderen. Und irgendwann wollten sie nicht mehr hochgehoben werden, wenn man einen Raum voller Menschen betrat, sondern gingen an der Hand selbstbewusst hinein in den Trubel. Hätte man sich in dieser Zeit des Wandels ebenso schnell entwickelt wie das Kind: man wäre allen seinen Freunden fremd geworden.

Stattdessen bewunderte und bestaunte man, was aus dem Häufchen Mensch wurde, das mit zwei Kilo neunzig und überzogen mit Käseschmiere aus dem offenen Bauch gezogen worden war.

Das kurze Klingeln der Mikrowelle riss Franco aus seinem innerlichen Morgenspaziergang. Er stellte die gewärmte Milch vor Felix hin.

„Ich hoffe, das hört bald auf in der Nebenwohnung.“

Felix schaufelte drei Löffel Kakao in seine Tasse. Als Franco sich weg drehte und den tiefgekühlten Karpfen aus der Eislade nahm, kippte sein Sohn schnell weitere drei Löffel nach.

„Ich hab das gesehen“, sagte Franco. Aber es klang so, als wäre ihm der Extrazucker heute keine Debatte wert.

Felix rührte konzentriert um.

„Mir ist der Lärm egal, ich muss sowieso um sieben aufstehen. Ärger dich nicht. Die Arbeiter werden diese Woche noch fertig.“

In diesem Augenblick vibrierte der Boden im alten Steinhaus, das sonst nicht leicht zu erschüttern war. Offenbar stand den Handwerkern noch ein Teil der Wohnung im Wege.

Franco schüttelte aus Widerwillen den Kopf, während er seine

Espressomaschine startete und den feinen braunen Kaffeestrahler beobachtete.

„Woher weißt du das?“

„Ich hab sie gefragt, wie lange sie noch Lärm machen wollen.“

„Aha.“

„Was heißt ‚aha‘?“

„Gut gemacht, soll das eigentlich heißen. Ich hätte auch selber mal fragen können.“

Felix deutete mit dem Kopf auf die schwarze Tafel an der Stirnseite der Küchennische.

„Wir brauchen Orangensaft und Kakao.“

Er hatte seine Einkaufswünsche mit weißer Kreide notiert.

Weder das eine noch das andere Wort war fehlerlos. Trotzdem ging es mit Felix' Legasthenie immer besser. Der Junge war jetzt nicht mehr so deprimiert wie früher, wenn er ein Diktat völlig verhaute. Und auch die Lehrer stellten sich nach den ersten zwei Jahren Volksschule offenbar auf die Rechtschreibschwäche ein.

Erst jetzt bemerkte Franco das grellgelbe T-Shirt an Felix, das dem Achtjährigen noch viel zu groß war. Ein Stück Schwamm mit Gesicht lachte ihn vom Leibchen an.

Franco deutete mit dem Kopf auf Felix' Brust.

„Was ist denn das?“

„Spongebob. Das ist so eine Art frecher Lebensberater“,
erklärte Felix beiläufig. „Sagt Mama.“

„Ist auf jeden Fall schwer auszusprechen.“

Franco sah auf die Uhr und stürzte seinen Kaffee hinunter.

„Könnte er mir auch helfen?“

Felix dachte kurz nach.

„Ja, durchaus, obwohl er eher leichte Fälle gewöhnt ist.“

Kurz nach halb acht war das alte Nonntal noch düster. Der Geruch von Nebel hing in der Luft, wie der Atemrückstand einer großen hässlichen Kreatur, die sich davon gemacht hatte. Sie schien eine besondere Art von Düsternis hinterlassen zu haben, die den Blick und die Sicht trübte, einen giftigen Odem, der die Stadt benommen und unberechenbar machte.

Felix schlüpfte mit dem rechten Arm durch einen Riemen der Schultasche, schwang sie lässig über die Schulter und ging, ohne sich noch einmal umzudrehen, Richtung Rudolfskai weg. Vor wenigen Tagen hatte das neue Schuljahr begonnen. Felix

wollte als Drittklässler nicht mehr in die Volksschule begleitet werden. Franco Moll nahm diese kleine Abnabelung mit Gelassenheit. Es waren kaum dreihundert Meter, die sein Sohn täglich allein in die Josef-Preiß-Allee ging, vorbei an der Erhard-Kirche und am dunklen Südfelsen des Festungsbergs entlang. Mit fünfzig Metern Abstand ging Moll hinter Felix Richtung Bushaltestelle „Künstlerhaus“.

Innerhalb kürzester Zeit hatte die Krise ihre Signatur auch ins alte Nonntal geschrieben. Überraschend war die Erhard-Apotheke ausgezogen. Sie hinterließ ein Loch in der Häuserzeile am Felsen. Im Möbelgeschäft daneben türmten sich ungeordnet Korbsessel und Tische. Ähnlich wie vor den verlassenen Apothekenräumlichkeiten hing auch hier ein Schild mit der Aufschrift „Geschäftslokal zu vermieten“ im Schaufenster. Und selbst der altehrwürdige Elektromotoren-Hersteller gegenüber suchte nach einem Mieter für seine Werkstatt.

Im Kommissariat roch es nach Kaffee. Nicht nach frischem, sondern nach den säuerlichen Resten, die beim Aufbrühen übrig blieben.

„Sag nichts.“

Oberhollenzer saß bereits an seinem Schreibtisch über einem Sudoku-Rätsel. Er drehte sich nicht nach Moll um, als sein

Kollege ins Zimmer kam.

„Trotzdem guten Morgen.“

Franco drückte auf den Schalter seines Bildschirms. Mit einem leisen Zirpen begann der Monitor hell zu werden. Er hatte sich den Flachbildschirm buchstäblich erkämpfen müssen.

Polizisten gehörten laut Brigadier Gokl auf die Straße, nicht ins Büro. Also war es völlig egal, wie es dort aussah und womit man im Innendienst arbeitete.

Moll klopfte dem deprimiert wirkenden Oberhollenzer auf die Schulter.

„Was drückt deine Stimmung?“

„Schau dich um, dann weißt du's.“

Franco setzte sich an seinen Schreibtisch, ohne etwas Auffälliges zu bemerken.

„Sieht genauso aus wie am Freitag.“

„Eben. Der Papierkorb ist voll, am Tisch liegen noch die Bananenschalen und der Kaffeesatz stinkt.“

„Was soll ich darin lesen?“

Oberhollenzer drehte sich endlich zu Moll um.

„ Dass unsere Müllbrigade streikt.“

Moll tippte sein Passwort in die Maske am Bildschirm und

sprach beiläufig mit seinem Kollegen weiter.

„So kenne ich dich gar nicht. Einerseits kleidest du dich in stinkende Tierkadaver, andererseits bist du bei biogenen Resten so empfindlich.“

Kurz streifte Oberhollenzers Blick an seinem Körper hinab über die grau-gelbe Hirsch-Lederjacke.

Er öffnete den Mund, wie um etwas zu erwidern, sagte dann aber nichts und nickte einmal. Gelassen schob er sein Rätsel beiseite und beugte sich zu einem weißen Plastiksack hinunter, in dem er mit beiden Händen kramte. Wortlos zog er einen Hammer hervor. In seiner Rechten blitzte ein Nagel auf.

Nun erhob sich Oberhollenzler mit einem Seufzer. Er ging langsam zur Wand, zögerte kurz, als müsste er noch über den besten Platz nachdenken, dann setzte er den Nagel an und trieb ihn mit drei sicheren Schlägen in die Mauer. Ohne Hast ging er wieder zur Plastiktasche zurück. Vorsichtig entnahm er ihr ein lackiertes Holzbrett mit dem Geweih eines Rehbocks.

Der wuchtige Kriminalpolizist blickte mit sichtbarem Wohlgefallen auf die Jagdtrophäe. Auf beiden Händen trug er sie durch den Raum und hängte sie bedächtig an den Nagel. Nach einem weiteren ehrfürchtigen Blick rückte er sie gerade und drehte sich dann um, um sich an seinen Schreibtisch zurückzusetzen, ohne Moll eines Blickes zu würdigen.

Die beiden Ermittler waren gerade zwei Tage auf einem Seminar gewesen, eine Klausur mit netter Unterkunft am Mondsee. Vorgestern waren sie sich wegen einer Lappalie in die Haare geraten. Oberhollenzer hatte vor kurzem die Jagdprüfung abgelegt und sich daheim im Pinzgau einer Jagdgesellschaft angeschlossen, die ein paar Hundert nicht sonderlich wildreiche Hektar bejagte. Um den Jungjäger zu provozieren, hatte Moll auf das Geschäft mit reichen Jagdgästen und die Trophäenjäger geschimpft, die Wild nur schossen, um sich die knöchernen Reste der Tierkadaver an eine Wand zu hängen und vor noch Unkundigeren damit anzugeben.

Zugegeben, Franco hatte keine Ahnung von der Jagd. Aber dieses primitive Protzgehabe ließ in ihm klassenkämpferische Seiten aufleben. Ein völlig unnützer Streit. Banalitäten und Nichtigkeiten.

Moll wusste nicht mehr, was ihn da geritten hatte, und hätte den eskalierenden Wortwechsel vom Vortag gern ungeschehen gemacht. Nachdem Oberhollenzer das Büro monatelang trachtenfrei gehalten hatte, war die unappetitliche Hirschlederjacke heute eine deutliche Gegenprovokation an Francos Adresse.

„Schnösel.“

Oberhollenzer sagte nur dieses eine Wort. Es war ein Friedensangebot und sollte heißen: „Lassen wir das.“

Fast machte sich Franco Sorgen, wie besonnen und zahm sich der Bär Oberhollenzer in den letzten Wochen benahm. Noch vor kurzem musste man bei jedem Streit fürchten, der wuchtige Mann würde gleich einen Tisch durch das geschlossene Fenster werfen. Und erst recht, wenn ein Verdächtiger oder ein Überführter Widerstand leisten wollte. Nicht nur einmal musste Franco seinen Kollegen unter Körpereinsatz bändigen. Aus 120 Kilogramm Durchschlagskraft hatte Oberhollenzer mittlerweile 130 Kilogramm gemacht. Vielleicht drückte auch dies die Stimmung des Pinzgauers, der sich durch solche Äußerlichkeiten sonst kaum aus der Ruhe bringen ließ.

Moll beschloss, seinen Teil zur Friedensmission beizutragen, und begann, die stinkende Kaffeemaschine zu reinigen.

Dreißig Minuten später roch es im Zimmer nicht mehr nach Müllkippe, sondern bitter-warm nach Arbeitsbeginn. Amüsiert überflog Moll eine Meldung in den „Salzburger Nachrichten“. Bei Ratten reichte angeblich schon allein der Kaffeeduft aus, um ihre Lebensgeister anzuregen. Warum dann nicht auch bei Polizisten, schmunzelte Franco in sich hinein.

Oberhollenzer schleuderte sein Sudoku-Heft missmutig in ein

rotes Plastikfach auf dem Schreibtisch.

„Wie machen wir in der Sache ‚Maurer‘ weiter?“

Franco lehnte sich zurück und verschränkte die Arme hinter seinem Kopf.

„Genau genommen haben wir gar nichts. Vater und Tochter sind verschwunden, die Mutter sitzt ratlos in ihrem Haus.“

Ebenso ratlos saßen er und Oberhollenzer in ihrem Büro und starrten Richtung Untersberg aus dem Fenster. Vor fünf Tagen hatte Helene Frei-Maurer ihren Mann und ihre Tochter Julia als abgänglich gemeldet, nicht ohne darauf hinzuweisen, wie schwierig die Tochter seit ihrer Scheidung von ihrem früheren Mann geworden war. Angeblich hatte die achtzehnjährige auch die Verbindung der Mutter zu Leonhard Maurer immer missbilligt.

„Ich versteh das alles überhaupt nicht“, sinnierte Oberhollenzer. „Leonhard Maurer ist selbständiger Netzwerk-Spezialist. Er hat keine finanziellen Unregelmäßigkeiten, dafür drei Wohnungen von seinen verstorbenen Eltern und damit sichere Zusatzeinkünfte am goldenen Immobilienpflaster Salzburg.“

„Wegen einer Geldgeschichte ist er offenbar nicht untergetaucht.“

Moll stand auf und schnappte sich seine schwarze Lederjacke.

„Komm, wir lassen uns das noch einmal von der Frei-Maurer erklären. Irgendeinen Hinweis wird es ja geben, warum die beiden weg sind. Und wohin. Wir haben uns noch nicht einmal das Haus genau angesehen.“

„Ich halte das Ganze für eine ziemlich lauwarme Sache“, sagte Oberhollenzer und warf sich einen gestrickten grün-weißen Schal über seine Hirschlederjacke.

„Das ist jetzt nicht dein Ernst.“

Franco deutete mit dem Kopf auf den Rapid-Fanschal.

„Enthusiasmus ist nicht verboten. Würde dir auch nicht schaden“, sagte Oberhollenzer.

„Und warum Rapid und nicht Red Bull Salzburg?“

„Red Bull: verflüssigte Gummibärlis. Das ist was für Weicheier.
Rapid: Das hat Kraft.“

„Im Ernst?“

„Nein, natürlich nicht“, grinste Oberhollenzer. „Aber Rapid hat sich eben für die Europa-Liga qualifiziert und Aston Villa, die verschnöselten Engländer, aus dem Bewerb geworfen. Das verdient Respekt.“

Da der Schal am Boden streifte, wickelte ihn der bullige Polizist

wie ein Bollwerk um den Hals. Schon im Gehen nahm er noch einen Schluck aus seiner Tasse. Mit der Aufschrift „Kaffee ist die Milch der Denker“ wirkte sie etwas deplaziert im Kommissariat.

Rasant lies Oberhollenzer den Audi aus der Tiefgarage der Polizeidirektion auf den Frohnburgweg schießen und bog nach neunzig Metern bei dunklem Gelb in die Alpenstraße ein.

Schön war diese Einfallstraße aus dem Süden mit ihren vier Fahrspuren und dem endlosen Surren von Motoren und Reifen nie gewesen. In den letzten zehn Jahren bemühte sich die Stadtverwaltung, die vom Verkehr erzwungene Schabigkeit der Alpenstraße durch ein paar moderne Großbauten vergessen zu machen. Heraus gekommen war eine Art schmuddelige Hochglanz-Kulisse.

Wer allerdings bei Schönwetter die Stadt Richtung Süden verließ, hatte das Panorama der Alpen vor sich liegen wie einen Werbeprospekt des Landlebens gegen die vermeintliche Enge der Stadt.

Oberhollenzer sah kurz zu Franco, als sie an der Ampel vor der Nonntalerbrücke warteten.

„Irgendwie ungewohnt, dass unsere Kleine nicht hinten im

Wagen sitzt, nicht wahr?“

Die beiden hatten sich schnell an Martina Pelegrini gewöhnt. Die Praktikantin war rasch zu einem fixen Bestandteil ihres Teams geworden. Jetzt verbrachte sie wegen eines Todesfalls in der Familie ein paar Tage daheim in Wien, wollte aber so bald wie möglich wieder ins Büro kommen.

Auf der Karolinenbrücke staute es. Franco Moll sah feinen Dunst von der Salzach aufsteigen. Hier atmete die Stadt aus. Die Nebelfäden zeichneten gespensterhafte Konturen in die Luft, die sich innerhalb kürzester Zeit auflösten, als wollten sie die Betrachter narren und an ihrem Verstand zweifeln lassen. Der Fluss spielte mit allen erdenklichen Grauschattierungen, wie um der schönen halbtoten Kulisse eine Ahnung vom lebendigen Schrecken zu geben, der sich überall dort sammelte, wo Menschen zusammen lebten. Auch Richtung Norden schien es, als hätten sich der Dom und die Altstadtkulisse hinter den feinen Nebeln ins Halbsichtbare zurück gezogen, hinter einen Vorhang, der so manches verbarg, das nicht für die Augen der Allgemeinheit bestimmt war.

Kurze Zeit später bog Oberhollenzer in die Johannes Filzer Straße ein.

Nicht mehr als 700 Meter Luftlinie vom historischen Zentrum

entfernt leistete die Stadt sich hier Einfamilienhäuser mit üppigen Gärten. In ein paar Jahren würden sich ihre Besitzer wahrscheinlich nicht mehr gegen das Geld stemmen können, das ihnen Immobilienmakler für die wertvollen Grundstücke boten, um sie in gut verwertbare Luxusresidenzen zu verwandeln.

Oberhollenzer parkte vor einem alten zweigeschoßigen Haus.

Helene Frei-Maurer hatte etwas Feenhaftes an sich. Sie trug einen knöchellangen Rock, dessen leichter bunter Stoff ihre Beine verspielt umwehte, als würde sie schweben. Die blonden Haare reichten fast bis zur Hüfte.

Die Frau bemerkte den Blick der beiden Kommissare in der Tür.

„Im Büro bin ich immer sehr förmlich gekleidet. Daheim brauche ich etwas textilen Freiraum.“

Sie ließ Oberhollenzer und Moll ins Haus. Es roch intensiv nach Kartoffelgulasch, ein Geruch, der ob seiner Natürlichkeit etwas fremd wirkte in der neu eingerichteten Küche. Glas und Edelstahl strahlten einen kalten Schick aus, wie ein Kontrapunkt zum Rest des mindestens sechzig Jahre alten Hauses. Auf dem Herd dampfte ein großer Topf. Fünf Liter, sah Moll auf einen Blick. Der Tisch war nur für eine Person gedeckt.

„Kochen Sie vor?“

„Nein.“

Die schlanke Frau griff sich kurz an die Nase, als könnte sie so ihr inneres Gewicht erhöhen und eine bessere Bodenhaftung bekommen oder zumindest ein paar Tränen zurückdrängen. Erst jetzt fiel Moll auf, dass Frei-Maurers Gesicht durch einen feinen Ausschlag etwas gerötet war.

„Ich... ich habe mich noch nicht daran gewöhnt, nur für mich allein zu kochen.“

Sie pausierte und atmete tief durch.

„Und mein Körper hat sich auch noch nicht an das Alleinsein gewöhnt.“

Sie deutete auf die roten Pünktchen in ihrem Gesicht und zog dann eine Lage Tabletten aus einer Schachtel, die die Inspektoren zuvor nicht in ihrer Hand bemerkt hatten.

„Einmal am Tag haben wir gemeinsam gegessen. So widerspenstig Julia sonst ist. Zumindest dabei hat sie guten Willen gezeigt.“

Damit drückte sie fünf Stück Johanniskrautpillen aus der Folie und schob sie sich umgehend in den Mund.

„Widerspenstig?“

„Seit fünf Jahren kommen wir nicht mehr wirklich miteinander

aus. Ich glaube, dass die Pubertät bei Mädchen weitaus schlimmer ausfällt als bei Buben, wenn ich so im Freundeskreis vergleiche. Und dann habe ich mich vor fünf Jahren auch noch von Julias Vater getrennt. Wahrscheinlich war der Zeitpunkt ungünstig, zumindest für Julia. Ich hätte es trotzdem nicht mehr länger ausgehalten.“

„Warum?“

Moll glaubte zwar nicht wirklich daran, beim Geplauder in der Küche einen Anhaltspunkt für das Verschwinden von Stiefvater und Tochter zu finden, aber vielleicht bekamen sie wenigstens einen kleinen Hinweis.

„Deswegen“, antwortete Helene Frei-Maurer und ahmte mit Daumen und ausgestrecktem kleinen Finger eine Flasche nach, die sie an den Mund führte.

Oberhollenzer erwachte jetzt aus seinem temporären Koma.

„Hat Julia ihren neuen Mann gemocht oder wenigstens akzeptiert?“

Die aparte Frau schüttelte den Kopf, dass ihre Haare wild durcheinander flogen.

„Nein, weder noch. Sie machte sich schon mit fünfzehn lustig über ihn. Was die Beziehung zwischen ihr und mir auch nicht verbessert hat.“

„Dann verstehe ich umso weniger, warum beide verschwunden sind. Gibt es Andeutungen von irgendeiner Seite?“

Aus dem Kartoffelgulasch stieg eine Geruchswolke auf. Helene legte den Deckel am Herd ab und rührte gedankenverloren im Topf.

„Ich verstehe das immer weniger. Die beiden haben zwar immer wieder mal heftig miteinander gestritten, aber selten direkt vor mir. Julia hat in Leonhard natürlich den Grund für die Trennung von ihrem Vater gesehen. Aber ich habe Leonhard erst Monate später kennen gelernt, auch wenn wir rasch geheiratet haben. Julia heißt ja noch immer ‚Frei‘ nach ihrem leiblichen Vater.“

Franco Moll schaltete sich wieder ins Gespräch ein.

„Worüber haben die beiden gestritten?“

„Julia war kaum etwas Recht, was Leonhard machte. Am heftigsten reagierte sie, wenn Leonhard mir etwas zu Liebe tat. Außerdem warf sie ihm immer wieder vor, ein Schwächling zu sein. Dabei schätze ich genau das an ihm, dass er nicht mit dem Vorschlaghammer durch die Wand geht, sondern lieber mal die Klinke einer unversperrten Tür niederdrückt.“

Oberhollenzer atmete hörbar genervt aus.

„Ist Ihre Tochter ein zerstörerisches Biest, um es mal auf den Punkt zu bringen?“

„Ja, es scheint so. Ich weiß nicht einmal, was ich ihr zutrauen soll. Ob sie sich oder Leonhard etwas angetan hat ...“

Frei-Maurer schüttelte wieder den Kopf, ungläubig, als sähe sie die beiden irgendwo tot liegen.

„Gibt es Lieblingsplätze, ein Ferienhaus, was auch immer, wo wir suchen könnten?“

„Nein. Auch das Auto ist da.“

Franco drehte sich weg von der Frau, die immer mehr in sich versank.

„Wir sehen uns mal Julias Zimmer an, wenn es Ihnen Recht ist.“

„Im ersten Stock das erste Zimmer links.“

„Gehen Sie nicht mit?“, fragte Oberhollenzer.

„Nein, Julias Zimmer ist tabu für mich. Sie hat mir mit allem gedroht, wenn ich ihre Privatsphäre nicht respektiere.“

„Und Sie lassen sich so etwas gefallen?“

Helene Frei-Maurer nickte.

„Sie hätten ja jederzeit rein gehen können, während sie in der Schule war“, brummte Franco. Irgendwie verstand er diese

komplizierten Beziehungen noch immer nicht. Vertrauen war schon gut, aber es konnte auch bis zur Blödheit gehen.

„Sie kennen Julia nicht. Sie hat sich mit Sicherheit etwas überlegt, um mir auf die Schliche zu kommen. Vielleicht ein Haar auf der Türklinke oder etwas ähnlich Kindisches. Aber abgesehen davon sind wir immer gemeinsam aus dem Haus gegangen. Und ich bin immer viel später heim gekommen als sie. Als Assistentin der Geschäftsleitung ist man zwar gut bezahlt, aber so etwas wie eine moderne Sklavin.“

Franco Moll und Oberhollenzer stiegen schweigend in den ersten Stock hinauf. Das Haus wirkte, obwohl man die alten dunklen Holzoberflächen konserviert hatte, einladend und frisch und in keiner Weise muffig.

Julias Zimmer schien weitgehend aufgeräumt. Vor dem Bett lag eine Jogginghose am Boden. Sofort ins Auge fiel ein überdimensionaler Flachbildschirm am Schreibtisch, daneben hatte das Mädchen einige Bücher in Englisch aufgestapelt, Nabokov, Orwell, Huxley, Greene - die üblichen Verdächtigen für den Unterricht, und einige DVDs und Computerspiele in ihren Plastikhüllen.

Hinter dem Bett hingen T-Shirts von Bands an einer Korkwand, offenbar Mitbringsel von Konzerten.

Zwei Gruppen kannte Franco aus dem Jugendsender im Radio,

den er immer wieder hörte, wenn ihm das altertümliche Hochkulturgeschwätz im Bildungssender zu sehr auf die Nerven ging.

Oberhollenzers Gelassenheit aus dem Büro schien sich verflüchtigt zu haben. Missmutig murmelte er vor sich hin.

„Ich hab keine Ahnung mehr, wie ein Jugendzimmer heutzutage aussieht. Aber sehr hat es sich nicht verändert. Nur dass bei uns nie ein Bildschirm am Schreibtisch stand.“

Mit schwerem Atem öffnete Oberhollenzer ein paar Laden. Schminkzeug, eine schwarze Kurzhaarperücke, eine langhaarige blonde Perücke, ein schwarzes Tintenfass, daneben eine Zeichenfeder, ein paar wenige CDs.

Der bullige Polizist deutete darauf.

„Ich dachte, die CDs sind im Aussterben. Die Kids hören doch nur mehr Musik, die sie vorher irgendwo im Internet stehlen.“

„Tauschen, Oberhollenzer. Sie tauschen Musik. Und wer viel tauscht, kauft auch viel“, bemerkte Moll, während er die nächste Schublade öffnete.

Oberhollenzer nickte und legte die CDs zurück in die Schublade.

„Gibt's das auch für Blasmusik?“

„Fragen wir Julia, wenn wir sie finden.“

Molls Handy läutete. In Großbuchstaben leuchtete der Name seiner Schwester am Display auf.

„Servus Laura, ich hab grad schlecht Zeit. Ist es etwas Dringendes?“

Laura zögerte nur kurz.

„Es ist wegen Vater.“

Familienthemen konnten warten, wenn sie nicht gerade Felix, seine Schwester oder den alten Viktor Moll betrafen, Francos Großvater.

„Ich ruf dich später zurück, ja?“

Damit ließ Franco das Mobiltelefon in sein Sakko gleiten und widmete sich wieder dem Zimmer. Nach einem überstürzten Aufbruch sah das hier nicht aus. Auch der Schrank wirkte ordentlich. Und ziemlich voll.

Helene Frei-Maurer stand plötzlich in der Tür und sah den beiden ratlosen Polizisten wortlos zu.

Franco bemerkte sie zuerst.

„Wozu brauchte ihre Tochter schwarze Tinte? Hat sie gern kalligraphiert? Oder mit der Feder gezeichnet?“

Frei-Maurer schüttelte den Kopf.

„Sie hat sich damit geritzt. Das ist bei manchen jungen Leuten

jetzt in. Sie gehen nicht zum Tätowieren, sondern ritzen sich die Tinte selber in die Haut.“

„Warum?“

„Fragen Sie mich nicht. Keine Ahnung, ob sie das nur gemacht hat, um mich zu ärgern, oder ob das einfach schick ist.

„Autoaggression‘ hätte eine Psychologin wahrscheinlich gesagt. Vielleicht wollte sie mir damit aber auch nur über ihre Haut schreiben, wie sehr sie mich verabscheut.“

Oberhollenzer ballte seine Hände zu Fäusten und trommelte damit gegen die Hosenbeine. Franco wusste, dass sein Kollege jetzt unangenehm wurde.

„Gnädige Frau, jetzt sagen Sie mal, was Sie sich denken. Ich komme mir schon vor wie in einem Sonntags-Ratekrimi.“

Oberhollenzer stemmte die Hände in die Hüften. „Mann und Tochter sind weg. Wer will hier wem was auswischen?“

Die großgewachsene Elfe zuckte mit den Schultern.

„Wenn ich das wüsste....“

„... würden Sie es uns nicht sagen, nicht wahr? Was ist denn eigentlich in ihrer komischen Familie los?“

Oberhollenzer wurde laut. Franco legte ihm eine Hand auf die Schulter und hielt die schwarze Perücke hoch.

„Ist das jetzt auch in? Oder gehört das zur Tinte, damit die

Hautgravuren zum Haar passen?“

Franco deutete auf ein Foto Julias an der Wand. Sie schien ihrer Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten.

„Sie ist doch genauso blond wie Sie, oder?“

„Deswegen hasste sie ihre Haarfarbe. Zuerst schnitt sie ihre langen Haare ab, damit sie mir nicht zu ähnlich sieht. Dieses Foto ist schon zwei Jahre alt. Dann hat sie begonnen, sich die Haare zu färben. Das haben ihre Haare aber nicht ausgehalten. Drum hat sie dann immer wieder diese Perücke mit dem Bubischnitt aufgesetzt.“

Sie zögerte.

„Es war ein einfaches Mittel, um mich zu verletzen und mir zu zeigen: Ich will nicht so sein wie du.“

„Und die blonde Perücke?“

Die fragile Frau zuckte resignativ mit den Schultern.

„Keine Ahnung.“

Franco hatte noch keine Idee, worum es hier ging. Es war mehr als seltsam, wenn sich die Eltern vor ihren Kindern fürchteten. Hoffentlich würde es zwischen ihm und Felix nie so weit kommen.

Die beiden Polizisten notierten sich die Kontodaten von Julia und ihrem Stiefvater und ließen sich die Kreditkartennummer

von Leonhard Maurers Mastercard geben, ebenso die Handynummern der beiden und zwei aktuelle Fotos.

Als sie gingen, roch es im Untergeschoß leicht angebrannt.

Zwei Jahre hatten sie gebraucht, bis sie den Weg zwischen den zwei Welten auf sich genommen hatten. Und jetzt schien alles umsonst. Larisa würde nicht mehr zurückkommen. Davon war Galina überzeugt.

Sie wusste nicht einmal ansatzweise, wie sie und Oleg über die Runden kommen sollten ohne Larisas Hilfe. Der Kleine schlief friedlich im Gitterbett. Die zwei Schwestern hatten das noch neu wirkende Kinderbett vom Müllplatz beim Salzburger Flughafen geholt und dem Arbeiter dort drei Euro zugesteckt. Um nichts vom „Diebstahl“ der beiden jungen Frauen zu merken, kehrte er am anderen Ende der Sammelstelle weiter, während sie und Larisa die Seitenteile des Bettes und den Holzrost schulterten und zum Obus trugen.

Zwei Jahre lang hatten die Schwestern überlegt, in den Westen zu gehen. Die Männer im Ort waren währenddessen immer weniger geworden. Sie packten eine kleine Sporttasche und kehrten vier Monate nach ihrer Abreise zum ersten Mal zurück zu ihrer Familie, beladen mit Geschenken für die Kinder

und Küchenutensilien für die Frau. Manche schleppten sogar eine Waschmaschine mit im alten Autobus, der sie an der Hauptstraße ausspiewe wie halbverdaute Fleischbrocken. Auf einem Schubkarren transportierten die Erfolgreichen das kaum erschwingliche Wunderding die restlichen zwei Kilometer ins Dorf, sie plagten sich durch die tiefen Furchen der Lehmstraße, aber die Trophäe, die sie aus dem Ausland mitbrachten, war Mühe und Schweiß wert. Hier in Österreich fand man nicht einmal in den entlegensten Alpentälern solche Wege.

Diese Männer hatten es geschafft. Das konnte man schon an der Art ablesen, wie sie durch's Dorf gingen oder lachten. Es war der aufrechte Gang von jenen, deren Rückgrat sich lange demütig gebogen hatte.

Wenn die Rückkehrer sich unbeobachtet fühlten und ihre Mienen unkontrolliert erschlafften, erzählten ihre Gesichter eine andere Geschichte, eine von Erschöpfung und Heimweh, eine von Entbehrung und Niedergeschlagenheit, die so gar nicht zum Erfolg passte, den sie zuvor noch in ihren Augen getragen hatten. Aber vielleicht schnitzte ihnen auch nur der Neid der Zurückgebliebenen diese Erzählungen ins Angesicht. Galina erinnerte sich nicht mehr, was sie damals schon über den Preis für die Reise zwischen den Welten gewusst oder geahnt hatte.

Wenn die Männer das Dorf wieder verließen, war in den Reisetaschen kaum Platz für Kleidung. Sie stopften die Säcke voll mit Brot oder fettem Speck, ein Stück Moldawien, das sie sich hier im Westen noch eine Woche einverleibten; nach und nach verflüchtigte sich auch dieser Nachgeschmack des Dorfes. Galina wusste mittlerweile, wie man ein Land verließ, ohne im nächsten richtig anzukommen.

Nach dem ersten Besuch wurden die Abstände zur nächsten Heimkehr im Regelfall größer und die Geschenke weniger. Bis die Männer irgendwann nicht mehr zurück kehrten. Das Muster wiederholte sich bei fast allen, die ihr Glück in Mitteleuropa oder Italien suchten. Und dann zogen auch die Frauen fort. Ohne Söhne und Töchter. Sie überließen die Dörfer den Großmüttern und den Kindern.

Und so hatten Galina und Larisa zwei Jahre lang gezögert und zusammen mit Vitali und seiner Familie weiter im Elternhaus gelebt. Von ihrer Arbeit als Volksschullehrerinnen hätten sie sich nie und nimmer eine Wohnung leisten können. Ihr Bruder Vitali war einer der wenigen gewesen, die sich weigerten, als Glücksritter wegzugehen.

Dann kamen die Keiler ins Dorf. Sie wollten keine Zeitschriften, Töpfe oder Besen verkaufen. Sie wollten kaufen. Nieren. Nieren für reiche Engländer, die sonst keine Chance hatten, an

ein Ersatzteil für ihren Körper zu kommen.

Von den vierzehn jungen Männern, die im Dorf geblieben waren, konnten sie zwölf überzeugen. Auch Vitali.

Die Keiler zahlten ihm die Busfahrkarte in die Stadt. Bevor sie den langen schrägen Schnitt links unter seinem Brustkorb setzten, sah Vitali die Frau bereits betäubt auf dem Operationstisch liegen. Sie war um die vierzig, und er mochte sie nicht, ohne sagen zu können, warum.

Von den zweieinhalbtausend Pfund für seine Niere kaufte Vitali zuerst eine Kuh und eine Waschmaschine. Als er mit dem restlichen Geld das Haus zu renovieren begann, war für Galina und Larisa alles klar. Sie konnten nicht in einem Haus leben, das ihren Bruder eine Niere gekostet hatte. Jedes Mal, wenn Vitali den großen Topf vom Küchenkasten hob und ihm das Leibchen hoch rutschte, sahen sie die Narbe. Ein Schnitt, der ihr altes Leben von einem neuen trennte, ein Schnitt wie eine Landgrenze, eine Zäsur zwischen dem Gestern und dem Morgen.

Es war nicht viel, was sie in ihre schönsten Taschen packten. Sie würden Touristinnen sein. Zumindest bei der Einreise. Larisa wischte ihr am Tag des Abschieds von daheim die Schminke aus dem Gesicht. „Zu viel“, meinte sie, „die Westlerinnen schminken sich nicht so stark. Und nimm auch

nicht die hohen Schuhe. Zieh das an.“ Sie holte ein paar unscheinbare Kleidungsstücke aus dem Kasten, die Galina niemals mitgenommen hätte.

Larisa war immer die Planerin gewesen. Aus Kinofilmen wusste sie genau, wie man sich im Westen kleidete. Sie wollte nicht schon bei der Einreise fremd wirken und Schwierigkeiten mit den Zöllnern vermeiden.

Das Touristenvisum verschlang fast ein halbes Monatsgehalt. Aber so würden sie zumindest drei Monate legal im Westen leben können.

Zuerst nahmen sie den Bus nach Bratislava. Dort stiegen sie um in einen Bus von slowakischen Tagespendlern, die als Kellner oder Abwäscher in Wien arbeiteten.

Alle Angst vor dem Grenzübertritt in die neue Welt war unnötig gewesen. Die Zöllner stempelten den Pass nach einem Blick auf das Visum desinteressiert ab und gingen zum nächsten Reisenden weiter.

Hätte Galina gewusst, dass sie in Wien wie eine Sklavin gehalten werden sollte – vielleicht würde sie noch immer Kinder im Südwesten Moldawiens unterrichten.

Brigadier Gokl jubilierte.

Sein linker Handballen klopfte immer wieder gegen die Bespannung eines Tennisschlägers, den er aus einer Sporttasche hinter dem Schreibtisch hervorgezogen hatte.

„Meine Herren, ich bin zufrieden. Das sage ich nicht oft.“

„Warum?“, fragte Moll. „Sind Sie Sieger in der Seniorenliga geworden?“

Gokl unterbrach sein mantrisches Handtennis kurz überrascht.

„Moll, Sie können mir die Laune mit Ihren Frechheiten nicht verderben. Nein, ich bin zufrieden, weil die Aufklärungsquoten in Salzburg-Stadt gestiegen sind. Um drei Prozent im Jahresvergleich. Auf zweiundvierzig. Ein leichtes Plus, aber was glauben Sie, was eine Nachricht wie diese für die gefühlte Sicherheit bedeutet? Sie hätten es sowieso heute Abend im Lokalfernsehen gehört, aber ich wollte, dass Sie es von mir erfahren. Schließlich haben Sie auch einen kleinen Anteil daran.“

„Das ist sehr freundlich von Ihnen, Herr Brigadier. Wir wissen es zu schätzen, wenn wir vor dem Fernsehen informiert werden“, schleimte Oberhollenzer.

Gokl rückte ein Bild im Silberrahmen auf seinem Schreibtisch zurecht und ließ dann seine linke Hand wieder wie einen Gummiball von der Bespannung des Tennisschlägers

abspringen.

„Haben wir schon was in der Sache des verschwundenen Paares? Vater und Tochter oder so ähnlich, wenn ich mich recht erinnere.“

Moll zuckte mit den Schultern.

„Wir machen jetzt mal die Routineübungen. Konto, Handy und das Übliche.“

„Kein Problem, meine Herren.“

Oberhollenzer und Moll sahen einander fassungslos an. So gelassen war Gokl, der manirierte Mitvierziger, sonst selten. Offenbar hatte er beim letzten Fernsehinterview Kreide gefressen.

„Solange wir keine Leiche haben, meine Herren, sind wir dafür ja de facto nicht wirklich zuständig.“

Nun schwang er seinen linken Arm, als wollte er eine Verspannung lockern oder einen Aufschlag simulieren.

Dabei stieß Gokl gegen den Schreibtisch. Der Bilderrahmen fiel um. Franco nutzte die Gelegenheit, hob ihn auf und betrachtete kurz das Bild. Ein molliges Wesen mit kurzen rabenschwarzen Locken sah ihn frech an.

„Eine junge Frau haben Sie, Herr Brigadier. Sie Armer. Das macht Ihnen sicher viel Stress, oder?“

„Papperlapapp, Moll, junge Frau ... Das ist meine Tochter, eine missratene Göre. Sie ist sechzehn und sieht aus wie

zweiundzwanzig. Ansonsten haben Sie leider ausnahmsweise recht. Sie macht ständig Stress und ein bisschen arm komme ich mir wegen ihr auch schön langsam vor. Ich bin nur froh, dass ihr noch nie mit ihr zu tun gehabt habt. Und wenn, Oberhollenzer ...”

Gokl deutete mit spitzem Finger auf das Schwergewicht.

„... in diesem Fall hätte ich ausnahmsweise Verständnis dafür, wenn Ihnen die Hand auskommt. Also sollte es mal passieren, ist es nie passiert, ja? Ich darf ja nicht. Sonst bin ich meine Frau auch noch los. Obwohl, das wäre gar nicht so ... Egal, meine Herren, hoffen wir, dass es nie so weit kommen möge.”

Moll war sich nicht ganz sicher, wozu es Gokls Meinung nach nicht kommen möge. Er grinste Oberhollenzer an, während sich Gokl umdrehte und den Tennisschläger zu dessen zahlreichen Brüdern in eine blaue Tasche steckte.

Die schwere Doppeltür zum alten Haus im Nonntal fiel fest ins Schloss. Es hallte im Stiegenhaus, dessen automatische Beleuchtung schon an war. Erst als Franco den Fuß auf die erste Stufe der schmalen Steintreppe zu seiner Wohnung im obersten Geschoß setzte, hörte er das Wimmern. Instinktiv

griff er nach seiner Glock am Gürtel. Da war nichts. Er hatte sie in der Polizeidirektion eingesperrt.

Zugleich schüttelte er den Kopf über sich. Was richtete ein Neunmillimetergeschoss gegen Kummer aus?

Franco Moll nahm jeweils zwei Stufen auf einmal. Binnen kurzem wuchs sich das Wimmern zu einem heftigen Schluchzen aus.

Neben dem Eingang zu seiner Altbauwohnung im zweiten Stock saß eine Frau undefinierbaren Alters auf der obersten Steinstufe. Sie hatte ihr rotes Haar in einem Knoten am Hinterkopf gebändigt und ihr Gesicht in den Händen vergraben. In ihrem Kummer bemerkte sie Moll nicht einmal, als er sie vorsichtig ansprach.

Er wartete kurz. Schon im Begriff, die junge Frau vorsichtig auf die Schulter zu tippen, zog er die Hand langsam wieder zurück. Womöglich brachte sie das Erschrecken über die Berührung noch mehr aus dem Gleichgewicht. Lieber laut ansprechen.

„Kann ich Ihnen helfen?“

Die Frau schob die Finger vor ihrem Gesicht wie einen Fächer auseinander und blickte ihn durch die Zwischenräume an.

„Haben Sie einen Schlüssel für die Wohnung da hinten?“ schluchzte sie weiter und deutete mit dem Kopf auf die

Eingangstür, hinter der am Morgen noch Schlagbohrmaschine und Schremmhammer ein Maschinentheater veranstaltet hatten.

Moll schüttelte den Kopf.

„Ziehen Sie da ein?“

Die Frau nickte und schien jetzt endlich wieder genug Luft zu haben, um vom Schluchzen loszukommen.

„Mein ganzes Leben ist eine Baustelle. Jetzt hab ich auch noch den Schlüssel vergessen.“

Moll schwieg. Besser jetzt nicht fragen. Sie würde schon erzählen, was sie erzählen wollte.

„Und heute sind wir schon zum dritten Mal in diesem Jahr überfallen worden.“

Das war nun schon eher Molls Metier.

„Wer ist wir?“

„Die Bankfiliale in Lieferung. Ich dachte, ich hätte schon Routine bei den Überfällen. Und jetzt“, sie zog Rotz hoch wie ein kleines Mädchen, „jetzt heule ich wie ein Schlosshund.“

Die junge Frau holte eine Handtasche hinter ihrem Rücken hervor und suchte nach Papiertaschentüchern. Davon lagen jede Menge in dem Behältnis, das den Charme einer Schuhschachtel ausstrahlte, aber alle Taschentücher waren

bereits zerknüllt. Wie riesige Schneeflocken deckten sie den Inhalt der biederer silberfarbenen Tasche zu. Hilfesuchend und mit verschmiertem Gesicht sah die Bankerin Moll an.

„Stehen Sie auf und kommen Sie rein. Ich hab Taschentücher in der Wohnung.“

Als Felix hörte, wie sich die Eingangstür öffnete, lief er Franco entgegen. Beim Anblick der verheulenen Frau blieb er augenblicklich stehen.

„Was hast du denn mit der gemacht?“

Franco drehte sich zu seiner Begleiterin um.

„Das ist mein charmanter Sohn Felix.“

Ein paar Minuten später saß die junge Frau am Tisch in der Wohnküche. Felix hatte ihr fürsorglich ein Paar jener unsäglichen weichen Billigstpatschen gebracht, mit denen Besucher in vielen Häusern fußtechnisch entstellt und schon vor einem allfälligen Essen gedemütigt werden. Melinda Glatt schien Mitte dreißig zu sein, etwa so alt wie Moll. Das sah man allerdings erst, als ihr Gesicht hinter den unansehnlichen Körperflüssigkeiten zum Vorschein kam. Auch das konservative Kostüm trug nicht unbedingt dazu bei, ihr wahres Alter preiszugeben.

„Ja, ich ziehe hier in ein paar Tagen ein“, knüpfte Melinda an

eine Frage an, die Moll vor einer Ewigkeit gestellt hatte. Intensiv darauf bedacht, in ihren formlosen Schlapfen nicht zu stolpern, schlurfte sie aus dem Bad zum Tisch zurück und kämmte sich noch im Gehen ein letztes Mal durch ihr langes rotes Haar, das sie sofort wieder aufsteckte.

Es gehörte schon Mut dazu, sich fremden Menschen in den hässlichen Fetzenpatschen zu zeigen, wie Moll mit Respekt zur Kenntnis nahm. Wer seine Schuhe ausziehen und nicht in Socken herumgehen wollte, durfte die ästhetischen Zumutungen in Molls Wohnung auf eigenes Risiko tragen.

„Sie haben sicher noch nicht gegessen, oder?“

Melinda Glatt schüttelte den Kopf.

„47.358 Euro hat der Kerl exakt von uns mitgenommen. Zahlt sich das aus?“, fragte sie Moll.

Er schüttelte den Kopf. „Ein armer Hund. Als richtiger Krimineller überfällt man eine Bank nicht, sondern gründet eine.“

Die junge Bankerin lächelte zum ersten Mal.

„Eine gute Meinung haben sie von uns.“

Moll öffnete den Kühlschrank und holte eine angebrochene Flasche Weißwein heraus.

„Ja, Sie haben Recht. Ich sollte meinen Optimismus vergessen

und etwas realistischer sein.“

Unaufgefordert hatte sich Felix einen Sessel zur Küchenzeile gerückt, zwei Weißweingläser aus einem Oberschrank geholt und sie auf den Tisch gestellt.

„Und jetzt wird Papa sie gleich einkochen wollen“, zwinkerte er Melinda zu.

„Bekochen, Felix, be-kochen“, korrigierte Moll schmunzelnd. Glatt schneuzte sich laut. Es war nicht ganz klar, ob sie hinter ihrem Taschentuch nicht auch ein bisschen lachte.

Die bleiche junge Frau trug ein grünes Kostüm. Es wirkte so brav, dass Moll sich unwillkürlich fragte, was Melinda Glatt zu verbergen hatte, wenn sie sich für ihren Beruf dermaßen offensichtlich verkleidete. Oder vielleicht entsprach es ja ihrem Naturell und die Körperhülle der neuen Nachbarin war weitaus jünger als ihr Kern.

„Was halten Sie von Fisch zum Weißwein?“, fragte Moll stattdessen.

Melinda Glatt sah ihn mit großen grünen Augen an.

„Doch nicht etwa den, der in der Badewanne schwimmt?“

„Das ist Krabbe. Und Krabbe landet nicht in der Pfanne, sondern wird am Sonntag wieder in den Leopoldskroner Weiher zurück ziehen. Papa hat es versprochen“, schaltete

sich Felix in das Gespräch ein.

„Also doch kein Fisch. Vielleicht Fischstäbchen?“

Melinda hatte den Vorschlag so ernst geäußert, dass Franco kurz mit einer Antwort zögerte, während sein Gesicht langsam auseinander ging.

Glatt begriff, dass sie Erklärungsbedarf hatte.

„Warum grinsen Sie? Ich mag Fischstäbchen. Sehr sogar. Und ich verstehe überhaupt nicht, warum sich alle Welt abfällig über sie äußert.“

„Sehe ich auch so“, nickte ihr Felix zu.

Moll ging zum Kühlschrank und holte den Karpfen heraus, der das schlechtere Los gezogen hatte. Er präsentierte ihn der Nachbarin in spe auf dem Teller.

„Tut mir leid. Ich kann den Fisch hier filettieren und in Stäbchen schneiden, wenn ihr beiden euch damit leichter tut. Aber die Hühner bei uns haben heute Gebärstreik.“

Die Frau in Rotgrün sah ihn fragend an. Moll versuchte sich verständlich zu machen.

„Wir haben keine Eier mehr daheim. Panieren ist deshalb nicht drin.“

Melinda Glatt merkte plötzlich, wie vertraut sie mit den beiden gesprochen hatte und genierte sich kurz über diesen

Anfall von Nähe, was sonst nicht ihre Art war. In der Bank gehörte freundliche Distanz zum unverzichtbaren Handwerkzeug. Andererseits: jetzt war sie nicht mehr in der Bank.

Sie hob ihr Glas.

„Ich freue mich, dass ich neben Ihnen und Ihrem reizenden Sohn einziehen werde.“

„Ganz meinerseits“, sagte Felix, bevor Franco etwas erwidern konnte.

„Ich heiße übrigens Felix.“

„Und ich Melinda.“

Franco nickte ihr grinsend zu und nahm einen tiefen Schluck. Der Kleine hatte ihn in Sachen Tempo wieder mal ausgestochen. Als hätte er die Verbrüderung der beiden nicht mitbekommen, widmete Franco sich dem Fisch. Sich jetzt noch groß vorzustellen, wäre ein bisschen lächerlich gewesen. Melinda konnte das Türschild lesen, wenn sie wollte. Aber das würde nicht nötig sein, weil Felix eben dabei war, ihn mit Vor- und Nachnamen vorzustellen und die Familienkonstellation mit Francos Schwester Laura und Uropa Viktor, dem Tick-Tack-Opa, zu erklären.

„Du hast ja Sommersprossen“, unterbrach Felix plötzlich.

Die junge Bankerin sah auf ihre Unterarme.

„Ja, und sie gefallen mir.“

„Mir auch“, lachte der Junge und deutete auf seine Nase. „Ich hab ja auch ein paar.“

Wie nebenher hatte Melinda Glatt ein Pferd auf ihre Serviette gezeichnet. Felix war nun vollends von den Socken.

„Was, du kannst auch zeichnen?“

„Ein bisschen“, antwortete die junge Frau fast schüchtern.

„Super. Das kann Papa auch überhaupt nicht.“

Einer wunderbaren Freundschaft zwischen Felix und der schrägen Bankerin schien nichts mehr im Wege zu stehen, wie Franco amüsiert bemerkte, während er den Karpfen im Mehl wälzte.

AUGUST

So war das Leben. Es teilte einem Rollen zu. In glücklichen Stunden durfte man sich eine auswählen. Das war dann das Glück. Oder das, was man als Glück empfand. Dann hatte man zumindest eine Weile das Gefühl, man könne sein Leben kontrollieren und halte es in der Hand. Irgendwann war man wieder die Stahlkugel im Flipper und kollidierte hier und dort, weil man herumgeschossen wurde von Fingern, zu denen man kein Gesicht hatte.

Diese Nacht auf der Jagdhütte. Wenn es einen Jackpot gab, musste es auch das Gegenteil geben. Egal wie man es nannte, ob die absolute Arschkarte oder Besuch in der Hölle: Es traf alles zu. Jemand hatte da furchtbar mit ihm geflipped und sich einen Spaß gemacht oder was auch immer. Wie sollte man so eine Nacht schon einordnen.

Wann immer er jetzt einen Plastiksack sah, fürchtete er sich. Einem Profi wäre das nie passiert, ein Stück der Leiche im Kofferraum zu vergessen. Ausgerechnet das Wichtigste. Diese verdammte Tasche mit dem Kopf hatte sich ganz hinten im großen Kofferraum des A6 verklemmt, hinter dem Feuerlöscher, den er vorsorglich montiert hatte.

Sie waren erst in der Früh zurückgekommen aus dem Pinzgau, müde und ausgebrannt, nachdem sie ihre tote Fracht

stückweise entsorgt hatten. So etwas konnte einen Menschen innerhalb weniger Stunden aushöhlen. Halb Salzburg eine Leichendeponie.

Am Nachmittag, als er halbwegs wieder zu sich gekommen war, hatte er das Auto auf Blutspuren kontrolliert. Und dabei die grausige Entdeckung gemacht. Ein gelber Plastiksack und drin der Kopf mit den langen blonden Haaren.

Auch da fehlte ihm dann wieder die Kaltblütigkeit. Mechanisch herzlos wie ein Sägewerk funktionierte er nur im Schock. Also hatte er den Kofferraumdeckel zuschnappen lassen und sich ins Bett gelegt. Von seiner Familie war niemand daheim. Und wenn schon. Er konnte immer noch alles auf seinen empfindlichen Magen schieben.

Und es kam noch schlimmer.

Der Schlaf nach der Entdeckung in der Garage: traumlos.

Immerhin. Dieser Schlaf nach dem Fund des Kopfes dauerte fast vierzehn Stunden. Eine selbstverordnete Bewusstlosigkeit. Als er tags darauf aufwachte, wirkte seine Frau sehr besorgt. Er deutete auf seinen Magen. Das alte Problem. Was Falsches erwischt. Im Wirtshaus wusste man ja nie, womit sie kochten – auch wenn man ihnen von den Magenproblemen erzählte. Aber wer hörte denn schon genau zu. So in etwa spulte er seine verzweifelte Litanei ab.

Er durfte Maria auf keinen Fall in diese Geschichte hineinziehen. Sie gehörte zu jenem kleinen Teil seines Lebens, das er sich selbst ausgesucht hatte. Eine seiner besten Entscheidungen und der großartigste Mensch, den er kannte. Sie war die Erste gewesen, neben der er einschlafen hatte können. Sein Körper hatte ihm die Entscheidung für Maria leicht gemacht. Dass sie miteinander lachen konnten, wusste er schon vorher. Er hoffte, ihm würde das Lachen auch jetzt nicht dauerhaft vergehen.

Am Morgen stand normalerweise das Waschen des Autos an erster Stelle, wenn er nicht schon früh chauffieren musste. Bevor er nach den Autoschlüsseln greifen konnte, drückte ihm Maria seine Nordic Walking-Stöcke in die Hand.

Nein, sein Bäuchlein, das sich zu einem Bauch ausgewachsen hatte, war ihr egal. Mit Ende vierzig brachte sie selber mittlerweile fünfzehn Kilogramm mehr auf die Waage als bei ihrer Heirat. Sie sorgte sich um ihn. Seine Blutfettwerte verhiessen nichts Gutes. Auch Medikamente konnten das Cholesterin nicht entscheidend senken. Bewegung schien die einzige Chance, einen allfälligen Schlaganfall oder Herzinfarkt zu vermeiden.

Bevor er zu seiner Fitnessrunde auf die Schwimmschulstraße hinaus trat, um über die Sinnhubstraße bis zum Altersheim

Nonntal und weiter durch dessen Park und den Thumegger Bezirk bis zum Leopoldskroner Weiher zu gehen, wollte er noch einen Blick auf das Auto werfen.

Das Garagentor stand offen. Die Garage war leer.

Die beiden Kinder schliefen noch, Maria räumte den Frühstückstisch ab. Aus seiner Familie fuhr also niemand mit dem Wagen durch die Gegend. Und er erinnerte sich plötzlich, dass er den Schlüssel nicht abgezogen und das Tor offen gelassen hatte.

Bei einem Audi A6. In Salzburg. Wie konnte man nur so blöd sein. So unglaublich dumm. So herzergreifend trostlos schwachsinnig.

Irgendwann, wenn auch spät, hatte es das Leben gut mit ihm gemeint. Eine wunderbare Familie, wenige Schwierigkeiten, der Traumjob. Ein respektables Haus in dieser teuren Stadt, bei dessen Finanzierung sich sein Bruder nicht ganz unmaßgeblich beteiligt hatte.

Und jetzt fuhr jemand mit dem A6 durch die Gegend, in dessen Kofferraum ein Schädel in einem Plastiksack herumkollerte. Für beides, Auto wie Kopf, war ER verantwortlich.

Wie zeigte man so einen Diebstahl an?

Er biss kurz auf seine Nägel, was er lange nicht mehr gemacht hatte.

Am besten Zeit vergehen lassen. Hoffen, dass irgendein Pole oder Slowake das Auto über die Grenze brachte und den Kopf dann selbst entsorgte, weil der Schädel zwar Sonderausstattung war, aber den Wert des Wagens nicht wirklich steigerte. Und erst morgen zur Polizei gehen. Frühestens.

Mechanisch begann er die Nordic Walking-Stöcke zu heben und die Schwimmschulstraße zur Sinnhubstraße hinauf zu staksen. Schnell, viel schneller als sonst. Es gab ja etwas, vor dem er davonrennen musste. Er wusste, wie lächerlich er bei diesem Un-Sport wirkte. Aber das war sein geringstes Problem derzeit.

Vielleicht sollte er besser seinen Bruder anrufen und ihm alles erzählen. Aber Sonny hatte sich noch immer nicht annähernd erholt.

Er ging jetzt einfach seine Runde. Totstellen war im Augenblick mit Sicherheit die beste Lösung. Vor allem die einzige, die ihm einfiel. Auch Hühner konnten ohne Kopf noch zig Meter weit laufen. Was hatte er als Kind gelacht, wenn die Nachbarin dem Federvieh den Kopf am Hackstock abgeschlagen hatte und die Hennen kopflos durch den Obstgarten liefen. Irgendwann

fielen sie um. Dann trug man sie an den Beinen zurück zum Weidenkorb, aus dem sie vorher ohne Kopf geflohen waren. Jetzt war er selber so ein Huhn. Noch jemand, der den Kopf verloren hatte, wenn auch nicht seinen. Er setzte einen Schritt vor den anderen, hob koordiniert Arme und Füße. Er ging. Es ging.

SEPTEMBER

Die Aussicht auf Martina Pelegrinis Rückkehr hatte Oberhollenzers Laune beflügelt. Er kam mit einem Trachtenhut ins Büro, den er grinsend abnahm und in Richtung seiner Jagdtrophäe schleuderte. Zu seiner sichtlichen Überraschung blieb der Hut auf dem kleinen Geweih hängen.

Als Martina Pelegrini endlich das Büro betrat, warf sich Oberhollenzner sofort an die Espressomaschine, spannte eine Kapsel ein und bereitete der jungen Kollegin einen starken Willkommenstrunk zu, während er sie in die Frei-Maurer-Sache einweihte.

Zwischen zwei Schlucken deutete sie kurz mit dem Kopf in Richtung Rehbock an der Wand.

„Was ist denn das?“

Die Antwort übernahm Moll, ohne von seinen Papieren aufzusehen.

„Ein Selbstporträt. Oberhollenzner mit Hut.“

Pelegrini versuchte ein Lächeln zu unterdrücken und wandte sich wieder Oberhollenzner zu, der kurz die Augen verdrehte und die junge Kollegin dann weiter über den Stand der Ermittlungen informierte.

Nicht dass den beiden Chefinspektoren eine Frau im Büro

abgegangen wäre; aber die junge Beamtin brachte eine Spritzigkeit ins Team, die die beiden Polizisten schon durch Routine ersetzt hatten. Leidenschaft äußerte sich bei ihnen entweder durch Oberhollenzers linke Faust oder Francos blinde Zornesattacken.

Als Martina Pelegrini vor einem halben Jahr als Praktikantin aufgetaucht war, schien es nicht klar, ob Brigadier Gokl sie nicht als Aufpasserin ins Büro gesetzt hatte. Innerhalb kürzester Zeit zerstreute sie durch ihre geradlinige und freche Art alle Zweifel bei den beiden Kriminalbeamten.

„Wann kriegen wir denn die Kontobewegungen von Vater und Stieftochter?“, fragte Oberhollenzler, als sich Pelegrini zur verlassenen Helene Frei-Maurer aufmachte, um noch mal nachzugraben.

„Spätestens morgen.“

Moll lehnte sich zurück und verschränkte die Arme hinter dem Kopf.

„Die Handygespräche sind schon da. Samt Standorten. Schauen wir mal rein, ob wir irgendwas finden. Ein gutes Gefühl habe ich bei der Sache nicht. Ich glaube, ich versteh da was nicht.“

Wie um sich in allen Zweifeln zu bestätigen, nickte Molls Kopf nach.

„Komm mir jetzt nicht mit einem Psycho-Schmarrn“, grunzte Oberhollenzer. „Oder willst du mir grad erklären, dass man sich in die Rolle der zwei Vögel hineinversetzen muss, um sie zu begreifen?“

Moll kippte wieder nach vorn.

„Ich weiß nicht. Aber helfen würd's wahrscheinlich schon.“

Er dachte kurz nach und rümpfte dann die Nase.

„Was riecht hier so?“

„Was ist was?“

„Naja, hier riechts irgendwie sehr ... nach Küche.“

Oberhollenzer zog eine große silberne Thermoskanne unter dem Schreibtisch hervor und stellte sie auf den Tisch.

„Sag gleich, dass es stinkt. Krautsuppe. Ich muss abnehmen.“

Franco wusste nicht, ob er grinsen oder nach einem Notfallpsychologen rufen sollte. Vielleicht tat's auch einer der Peers, bei denen man sich nach sogenannten Extremereignissen wie einer Schießerei ausweinen konnte. Oberhollenzer und eine Krautsuppendiät: das war ein Extremereignis und in etwa so wahrscheinlich wie der Einschlag eines Meteoriten auf dem Residenzplatz.

„Muss ich mir Sorgen machen?“, fragte er Oberhollenzer.

„Ja, um dich. Du wirkst etwas unrund.“

„So rund wie du will ich gar nicht sein“, konterte Moll.

„Das wird sich mit der Krautsuppendiät ändern. Zehn Kilo in zwei Wochen – wirst schon sehen.“

„Vor allem riechen werd ich's.“

Jetzt konnte Franco ein freches Grinsen nicht mehr vermeiden. Mit zwei Fingern hielt er sich demonstrativ die Nase zu.

Oberhollenzer schraubte bedächtig die Kappe von der Thermoskanne. Ein Schwall Dampf schoss aus der Öffnung hervor. Bedächtig goss er sich einen Viertelliter Suppe in den Deckel, der auch als Becher diente.

Der Krautgeruch schluckte augenblicklich jede Muffigkeit im Raum und ersetzte sie durch einen Dunst, den manche als angenehm empfanden, andere als Brechreiz.

„Wer macht dir die Suppe?“

„Meine Hausdame, bei der ich wohne“, antwortete Oberhollenzer zwischen zwei Schlucken.

„Und was hast du ihr angetan, dass sie dich so behandelt?“

„Du bist ja nur neidisch, Moll, dass sich um dich niemand kümmert.“

Franco dachte kurz nach, ob Oberhollenzer Recht haben

könnte, und nahm dann lieber das Kuvert mit den Mobilfunkdaten von Vater und Stieftochter Frei bzw. Maurer in die Hand.

Die beiden waren am 1. September, vor zehn Tagen, verschwunden. An diesem Tag hatten sie noch telefoniert, Julia siebenmal, Leonhard Maurer fünfmal. Einmal sogar miteinander. Es war das letzte Gespräch gewesen, das sie beide geführt hatten. Zumindest über ihre Mobiltelefone. Das Mädchen hielt sich zu dieser Zeit in der Steingasse auf, Maurer offenbar in seinem Büro in der Kaigasse.

Danach hatte das Mädchen noch einige SMS geschickt, alle an nur zwei Nummern.

Nach kurzer Zeit kannte Moll die Namen zu den kryptischen Zahlen: Diplomkaufmann Werner Breitschuh und Anna Waldhör – ihre Nummern fanden sich zuvor schon bei den Gesprächsdaten.

Vielleicht konnten die beiden ihnen etwas über die letzten Stunden vor dem Verschwinden des Paares erzählen.

Nach den Bewegungsdaten der Mobilfunger hatten sich Julia Frei und Leonhard Maurer um dreiviertel sechs im Büro des IT-Fachmannes getroffen und waren ein wenig später vom Kaigassenparkplatz über die Petersbrunnstraße bis zur Fürstenallee gefahren und dann rechts in die Sinnhubstraße

eingebogen. Danach endeten die Verbindungsaufzeichnungen - und damit auch die Standortdaten. Um 18.30 Uhr waren beide Handies offenbar ausgeschaltet worden, ohne sich jemals wieder im Mobilfunknetz anzumelden. Wer immer auf die Idee gekommen war, sich aus dem Mobilfunk auszuklinken: er oder sie musste gewusst haben, dass man mit einem Handy herumliefe wie ein besonderer Bär in den Alpen. Oberhollenzer schüttelte den Kopf. Franco saß ruhig da.

„Sieht nach Knochenarbeit aus, Oberhollenzer.“

Franco übernahm Diplomkaufmann Werner Breitschuh. Als der Chefinspektor ihn anrief, hob dessen Tochter Anastasia ab, gab das Telefon aber gleich an ihren Vater weiter. Breitschuh fragte nicht einmal, warum ihn der Chefinspektor sprechen wollte, sondern nannte ihm seine Büroadresse im Äußeren Nonntal. Er sei bis neunzehn Uhr im Büro.

„Modegroßhandel Breitschuh GesmbH“ war dezent über der Türglocke zu lesen. Moll erwartete sich stapelweise Kartons in den Geschäftsräumen.

Alles Textile, das er dort zu sehen bekam, hing auf einem einzigen Kleiderständer mit Rollen und schien den vier Angestellten an den Schreibtischen und Breitschuh zu gehören, der hinter einer Glaswand in einem ganz und gar nicht protzigen Büro Unterlagen studierte. Als einzige

Extravaganz sahen zwei auf chromglänzende Metallstäbe gesteckte stilisierte Köpfe mit einer schwarzen und einer blonden Langhaarperücke aus einer Ecke des Raumes hervor. Offenbar liebte Breitschuh das Understatement.

Der Händler begrüßte Moll nicht unhöflich, machte aber keinen Hehl daraus, dass er zeitlich unter Druck stand.

Breitschuh bot dem Kriminalpolizisten nicht den Besuchersessel vor dem Schreibtisch an, sondern führte ihn zu einem Stehtisch im Eck.

„Ich hasse Sitzungen“, erklärte Breitschuh, während er Franco ungefragt ein Glas Wasser aus einer Karaffe einschenkte. „Bei einer Stehung geht alles schneller.“

Moll beschloss, ihm das Gegenteil zu beweisen. Die nächste Million musste auf den Geschäftsmann halt etwas länger warten.

Der Chefinspektor zog die Kopien der Verbindungsdaten von Julia Frei aus einem Umschlag und fragte Breitschuh rund heraus nach seiner Verbindung mit Julia.

„Kenn ich nicht“, meinte Breitschuh trocken, während seine rechte Hand unruhig über den Tisch wischte.

Moll deutete mit dem Zeigefinger auf einige Zeilen im Rufnummernauszug.

„Sie haben am ersten September viermal mit ihr telefoniert und ein paar SMS erhalten.“

„Nein, bestimmt nicht“, schüttelte Breitschuh den Kopf.

Der Kaufmann zog einen Blackberry aus der Tasche und scrollte durch seine Kurznachrichten.

„Ich bin ein Sammler. Ich lösche die SMS erst, wenn der Speicherplatz knapp wird. Am 1. September habe ich nur eine Nachricht erhalten. Von meiner Frau. Die allerdings in einem Ton, dass ich ihnen den Wortlaut erspare. Das kommt davon, wenn man seine Familie verwöhnt und wenig zuhause ist. Alles hat seinen Preis“, ließ sich der Händler zu ein paar vertraulichen Sätzen hinreißen, während er auf Molls Zettel blickte.

„Ich verstehe“, nickte Breitschuh plötzlich, „Sie haben den Auszug von Anastasias Mobiltelefon. Sie sind ja nicht von der Wirtschaftspolizei, oder? Das Telefon ist natürlich auf die Firma angemeldet. Was hat Anastasia denn ausgefressen, dass jetzt schon die Kripo ins Haus kommt?“

Moll schüttelte den Kopf.

„Nichts, was uns bekannt wäre. Wir möchten sie nur nach Julia fragen. Dürfte ihre Freundin sein.“

Breitschuh hatte währenddessen die Bürotür geöffnet und

winkte jemanden zu sich.

„Anastasia arbeitet bis Oktober bei mir. Damit sie eine Ahnung vom Geschäft bekommt. Dann wird sie Jus studieren. Das hilft ihr sicher bei den vielen Verträgen, die wir hier abschließen.“

„Nein, werde ich nicht“, sagte das pummelige Mädchen, das jetzt in löchrigen Jeans ins Büro trat.

Breitschuh sah sie missbilligend an.

„Anastasia ist momentan der Meinung, sie müsse gegen Mode und Glamour rebellieren, obwohl sie bis jetzt mehr als gut davon gelebt hat.“

Als Antwort steckte Anastasia ihrem Vater die Zunge heraus. Sie war mit einem Metallstab durchbohrt, der kurz auffunkelte.

„Vergiss das mit Jus, Papa. Ich studiere Psychologie. So wie tausende andere, nur damit du's weißt. Und rede nicht in der dritten Person über mich, wenn ich anwesend bin.“

Moll stellte sich bei dem couragierten Mädchen vor und versuchte es mit einem Überraschungsangriff.

„Wissen Sie, wo Julia steckt?“

Anastasia sah ihn kurz verwundert an, dann schüttelte sie den Kopf.

„Warum sollte ich?“

„Sie haben doch ein paarmal mit ihr telefoniert, bevor sie verschwunden ist.“

Die Kleine blieb ruhig, legte den Kopf schief und machte auf unschuldiges Lamm.

„Seit wann ist Julie denn verschwunden?“

Franco ging auf die Gegenfrage nicht ein.

„Das heißt, Sie sind mit ihr in Kontakt, richtig?“

Anastasia nahm das Glas Wasser, das Breitschuh für Moll eingeschickt hatte, und trank einen Schluck.

„Ab und zu. Sie ist halt eine Schulfreundin. Eine von vielen.“

Moll hatte nicht vor, sich mit ihren dämlichen Ausreden abspeisen zu lassen.

„Wann hat sie sich denn zuletzt bei Ihnen gemeldet?“

Anastasia zuckte die Schultern.

Breitschuh hatte bisher ruhig zugehört, wenngleich seine Finger immer wieder über den Tisch wischten, als wäre dort zu viel Schmutz. Nun reichte es ihm. Er schlug mit der flachen Hand auf den Tisch und entlockte ihm das Geräusch einer knallenden Peitsche.

„Red schon, das ist hier kein Selbsterfahrungskurs für wohlstandsverwahrloste Gören, verstehst du mich?“

Widerwillig zog Anastasia ein rotes Handy aus der Hosentasche. Sie drückte ein paar Tasten.

„Zu blöd. Jetzt habe ich alle SMS der letzten zwei Wochen gelöscht. Und auf der Anruferliste kann ich sie auch nicht mehr finden. Da ist sie einfach hinten runter gefallen. Die Jungen von heute telefonieren ja so viel. 2000 Freiminuten und so. Und selbst damit kommen sie nicht aus, Sie wissen ja, wie wir sind.“

Frech grinste sie Moll an.

„Haben Sie etwas dagegen, wenn ich das Handy mitnehme? Unsere Spezialisten können da noch einiges sichtbar machen. So finden wir Julia vielleicht.“

Anastasia sah Franco wieder provokant an.

„Ja, habe ich. Das waren vertrauliche Nachrichten an mich, die Sie nichts angehen.“

Breitschuh griff zornig nach dem Mobiltelefon, aber Anastasia war schneller und hüpfte einen Schritt zurück.

„Das hast auch du zu respektieren“, zischte sie ihren Vater an.

„Wer ist denn diese verdammte Julie überhaupt?“, fragte Breitschuh ziemlich laut.

„Hast du doch gehört. Außerdem triffst du ihren Vater immer wieder im Lyons Club.“

„Da gibts keinen Mann mit Namen Frei.“

„Dann denk mal nach. Ihr Stiefpapa heißt Maurer.“

Breitschuh schien sich zu erinnern.

„Ein netter Kerl. Nur ein bisschen unmännlich. Seine Tochter – oder Stieftochter – ist genauso eine Göre wie Anastasia. Sehr provokant. Auch körperlich.“

„Das heißt?“

„War nur so eine Beobachtung“, sagte Breitschuh, während er an seinen Kunstwerken vorbeiging. Er strich, als wär’s Gewohnheit, über den dunkelhaarigen Kopf und setzte sich an seinen Schreibtisch. Dabei fiel die Kartonverpackung eines Computerspiels um. „Assassins Creed“ las Moll im Vorbeigehen.

Breitschuh starrte bereits wieder in seinen Bildschirm.

Deutlicher konnte man eine Unterredung nicht beenden.

AUGUST

Der Tag, an dem der Kopf verschwand. Mit dem A6. Wie sollte man durch so einen Tag durchfinden?

Anders als die geköpften Hühner fiel Walter auf den ersten Metern seiner Nordic-Walking-Runde nicht tot um. Dann, nach vier oder fünfhundert Metern auf der Sinnhubstraße, kurz vor dem Henkerhäusl, läutete das Handy. Sonny wollte am frühen Nachmittag in die Firma chauffiert werden. Also kürzte er über den Wolfgang-Schaffler-Weg ab und ging schnellen Schrittes zurück zum Haus.

Reflexartig griff er wieder zum Mobiltelefon und mietete ein Ersatzfahrzeug. Das kam immer wieder mal vor, wenn der A6 zum Service musste. Wo immer das Fahrzeug mit dem Kopf im Kofferraum nun herumfuhr. Je später es entdeckt wurde, umso besser. Wenn es nie mehr gefunden werden sollte. Großartig.

Daheim hatte alles seine alte vertraute Struktur. Seine Frau küsste ihn, bevor sie ins Geschäft ging, obwohl sie ihn lange besorgt ansah, dann aber nichts sagte. Die Kinder standen in den Ferien wie üblich spät auf, noch zu müde, um miteinander zu streiten oder sich zu hänseln.

Wie immer, wenn er ihn allein chauffierte, setzte sich Sonny neben ihn, als er ihn vor seiner Villa in Salzburg-Aigen

abholte.

Er wirkte krank, schien leicht zu fiebern. Und das im August.
Vor allem fragte er nicht nach dem A6. Und auch sonst kaum etwas.

Schweigend fuhren sie in Salzburg-Süd auf die Autobahn auf.
Als sie bei Golling in den ersten Tunnel eintauchten, strich
Sonny kurz über seine Hand.

„Es wird wieder gut, Waldi.“

Walter sah geradeaus und antwortete nichts. Sein Kopf nickte reflexartig. Wie in Trance aktivierte er den Tempomat. Ein weiteres Zeichen, dass es ihm schlecht ging. Sonst liebte er den Druck auf das Gaspedal. Mit 100 km/h glitten sie ruhig über die Autobahn. Das Licht in den Tunnels raste über ihren Köpfen dahin wie eine weiße züngelnde Schlange. Die Autobahnausfahrt fand das Auto fast von selbst.

Sonny stieg vor dem Eisenwerk in Tenneck aus .

„Fahr heim. Möglicherweise wird's abends länger dauern. Ich nehme ein Taxi zurück“, verabschiedete er sich und schlug die Tür zu.

Er lief, als wäre er wieder ganz der juvenile toughen Manager, die Treppe zum Bürogebäude hinauf.

Sonny saß in Salzburg-Aigen in einem goldenen Käfig, mit einer Frau, die wirkte, als hätte man sie aus einem Katalog ausgeschnitten. Genauso leblos, aber aus der Ferne gut

anzuschauen. Schon ihr Händedruck war von einer Kälte, die erschreckte. Die Hände strahlten die Temperatur ihrer Seele aus.

So zumindest stellte er, Walter, sich das vor. Kühlte auch seine Seele jetzt aus? Nach der Geschichte mit dem Kopf?

Die Rückfahrt in die Schwimmschulstraße hinterließ keinerlei Erinnerungen. Die Geschwindigkeitsbeschränkungen und Radarfallen auf der A10 kannte er in- und auswendig. Sein Fuß ging wie automatisch vom Gas und beschleunigte erst nach den Tunneln wieder, wenn erlaubt.

Das war das Einzige, bei dem Sonny ihn allein ließ: Die Strafzettel musste er selber bezahlen.

SEPTEMBER

„Meine verehrten Superkieberer, ich sag nur ‚bingo‘.“

Martina Pelegrini winkte mit einem Haufen kleinformatiger Zettel, als sie die Bürotür hinter sich schloss.

„Die Frei-Maurer hat jetzt doch im Zimmer von Julia gestöbert. Und siehe da: das Mädels hat ihr eine Botschaft hinterlassen.“

Die junge Polizistin kramte in ihrem Paken nach einem bestimmten Blatt.

„Du wirst deinen Mann nicht wiedererkennen, wenn du ihn jemals zurück bekommst“, las sie die Botschaft laut vor und wartete gespannt auf die Reaktion ihrer Kollegen.

„Klingt nicht nach einem Krippenspiel“, bemerkte Oberhollenzer.

„Und die Nachricht ist sicher von Julia?“, fragte Moll nach.

Pelegrini triumphierte wieder.

„Ziemlich sicher. Ich hab sie mit der Schrift auf ein paar Schulunterlagen verglichen. Aber das sollen die Schriftexperten klären. Ich hab ein Vergleichsblatt mitgenommen.“

Franco streckte seinen Arm aus. Die Polizistin drückte ihm den

Zettel in die Hand.

Die Schreiberin hatte hinter die Drohung noch drei höhnisch lachende Smileys gesetzt. Was für ein Miststück.

„Wie hat die Mutter darauf reagiert?“, hakte Moll nach.

„Sagen wir so: Ich war knapp davor, sie einweisen zu lassen.“

„Echt oder gespielt?“

Martina Pelegrini nickte, ohne nachzudenken.

„Kein Schauspiel, wenn du das meinst.“

Spät aber doch waren auch Pelegrini und Moll per Du geworden. Oberhollenzer hatte sich viel früher am Biertisch mit der jungen Kollegin arrangiert, die wie ein blondgelockter Engel in der Abteilung „Leib und Leben“ erschienen war. Um ihre Jugend etwas zu verschleiern, trug sie die Haare mittlerweile kürzer. Meist steckte sie ihre Mähne mit unzähligen Clips und Spangen streng auf. Wenn Pelegrini nachdachte, griff sie selbstvergessen immer wieder in ihren Nacken, um die langen Haare zu bändigen, die längst nicht mehr über ihren Rücken baumelten.

Moll ging diese verworrene Familiengeschichte langsam auf die Nerven. Dass die kleine Breitschuh mehr wusste, war klar. Aber wie man Anastasia knacken konnte, dafür hatten auch Fräulein Pelegrini und Oberhollenzer vorderhand keine Idee.

Sie hörten sich Molls Erzählung von seinem Besuch bei den Breitschuhs stumm an, die junge Polizistin schrieb immer wieder mit.

„Und was war bei dir, Oberhollenzer?“

„Auch eine Pleite. Anna Waldhör ist ein nettes Mädchen, sehr kontrolliert, fast ein bisschen bieder. Das ist wohl das Kontrastprogramm zu ihren ausgeflippten Eltern. Der Vater ist Maler und dürfte die Wohnzimmer der finanzkräftigen Gesellschaft mit seinen Leinwänden behübschen. Die Mutter macht Schmuck, moderne Dinge halt, wie sie das Fräulein Pelegrini auch tragen würde, wenn sie was Gescheites gelernt hätte und sich das Zeug leisten könnte.“

Pelegrini streckte Oberhollenzer kurz die Zunge heraus, während sich Moll über die Zuneigungsbekundung seines Kollegen amüsierte.

„Haben wir abgesehen von diesem Einkaufsratgeber noch was erfahren?“

Oberhollenzer atmete tief durch.

„Ich glaub, Anna, Anastasia und Julia sind sowas wie eine Dreierbande. Jede weiß alles von der anderen.“

„Aber gibt nichts davon preis“, schaltete sich Pelegrini ein.

Gedankenverloren hatte sie ihr neues Handy, ein Smartphone,

aus der Tasche gezogen und tippte auf dem berührungsempfindlichen Schirm herum.

Moll bestaunte das Gerät als Erster.

„Was ist denn das für ein Wunderding?“

Pelegriani wischte mit den Fingern über den Bildschirm, als blättere sie um.

„Einer von diesem Computern, mit denen man auch telefonieren kann. Dreihundert Euro mit 24-Monatsbindung. Ich hab's mir zum Geburtstag schenken lassen. Da ist fast meine ganze Musik drauf, einige Fotos, und wenn ich will, kann ich auch Facebook und Twitter vom Handy aus nutzen.“

Oberhollenzer lehnte sich über den Tisch.

„Was?“

Pelegriani sah ihren korpulenten Kollegen herausfordernd an.

„Das ist sowas wie der Biertisch für Leute, die selten ins Wirtshaus gehen.“

Oberhollenzer schüttelte den Kopf.

„Nein, Oberhollenzer, keine Angst. Die Welt geht deswegen nicht unter. Ich könnte dir noch ein paar andere Dinge zeigen, die das Telefon kann, aber ich will deinen Glauben an den Rückschritt nicht erschüttern.“

Oberhollenzer lachte kurz verächtlich.

„Ich bin ein Mensch der ersten Welt, weißt du? Und wenn du glaubst, ich wüsste nicht, was ein digitaler Eingeborener ist, dann hast du dich getäuscht. Ich bin auch mit dem Computer aufgewachsen, zumindest in der Schule, Fräulein Pelegrini. Auch im Pinzgau gibt's Breitband. Und genau deswegen hab ich kein gutes Verhältnis zu dem Zeug. Zeitfresser. Wenn ich zu wem grauslich sein will, dann mache ich das nicht via Email, sondern von Angesicht zu Angesicht.“

Pelegrini verdrehte die Augen.

„E-mail, Oberhollenzer. Das ist vorgestern. Für Leute wie dich. Ich schreibe kaum mehr Mails. Wir chatten über Facebook oder Skype oder Windows Live.“

„Ich chatte nicht, ich rede mit Leuten.“

Oberhollenzer verschränkte die Arme vor seiner Brust.

Moll hatte sich kurz über den Wortwechsel amüsiert, aber mittlerweile fadisierte ihn der stilisierte Kulturkampf.

„Okay, Fräulein Pelegrini, du bist jetzt unsere Expertin für die neuen Medien. Wenn das Diskettenlaufwerk klemmt, wirst du es nächstes Mal reparieren. Und du, Oberhollenzer, sollst auch deinen Fähigkeiten entsprechend eingesetzt werden. Du kannst den Rechner aus dem Fenster werfen, wenn wir einen

neuen brauchen.“

„Diskettenlaufwerk? Sowa gibt's noch?“

Pelegri ni kniete sich auf den Boden und kroch auf allen Vieren unter Molls Schreibtisch.

„Tatsächlich“, hörte man sie nach kurzer Zeit dumpf unter der Tischplatte hervorkeuchen. „Das Laufwerk muss ebenso alt sein wie der Lurch unter deinem Tisch.“ Hustend stand sie auf und klopfte sich den Staub von den Knien. Mit einem lauten Nieser setzte sie sich und griff erneut zu ihrem Smartphone.

„Hast du sonst noch irgendwas herausgefunden?“, fragte Moll nach einer kurzen Pause und versuchte, so desinteressiert wie möglich zu klingen.

„Ja, doch, das hätte ich fast vergessen“, murmelte Pelegri ni beiläufig.

Statt weiter zu reden, hörte sich die mädchenhafte Polizistin selbstvergessen einige seltsame Klingeltöne auf ihrem Handy an und tippte immer wieder auf den Bildschirm.

„Und?“, fragten Oberhollenzer und Moll fast gleichzeitig.

Pelegri ni zuckte zusammen.

„Ich hab Kontoauszüge von Leonhard Maurer mit. Er bekommt sie heim geschickt. Sie lagen ungeöffnet im Poststapel, wo seine Frau alles sammelt, falls er doch noch zurück kommt.“

Prompt ist der Brief von der Bank in meine Tasche gefallen. So ein Zufall aber auch.“

„Was, du hast sie nicht einmal gefragt, ob du die Unterlagen mitnehmen kannst?“

Moll überraschte die Kaltblütigkeit der jungen Polizistin. Halblegale Improvisationen sollte man sich seiner Meinung nach für jene Situationen aufsparen, in denen es nicht mehr anders weiter ging.

„Braves Mädel“, kommentierte Oberhollenzer verzückt. Ihre Courage war ganz nach seinem Geschmack.

„Ja, egal ob ich jetzt Engerl oder Bengerl bin: der Maurer hat am Tag seines Verschwindens 22.000 Euro vom Gehaltskonto abgehoben.“

Moll schluckte.

„22.000? Hat jemand von euch schon jemals so viel auf seinem Gehaltskonto gehabt?“

„Ist deine Frage ernst gemeint oder trinkst du im Dienst?“, schüttelte Martina Pelegrini verständnislos den Kopf. „Ich hab ein Konto, das für maximal vier Stellen vor dem Komma ausgelegt ist. Und bei der Bezahlung in diesem Verein werde ich wohl nie um ein Upgrade auf fünf Stellen ansuchen müssen.“

„Du bist eine von uns, Fräulein Pelegrini. Daran besteht kein Zweifel mehr. Noch ein bissl zynischer und du wirst Chefinspektorin“, zwinkerte Moll ihr anerkennend zu.

„Noch schöner wär's, du wüsstest auch, wozu Maurer die 22.000 Euro abgehoben hat“, schaltete sich Oberhollenzer ein.

„Ich hab so ein Gefühl“, murmelte Pelegrini mehr zu sich selbst und war sich nicht im Klaren, ob sie ihrer Intuition trauen sollte, „aber das sage ich euch erst, wenn ich mit den zwei Mädchen geredet habe.“

AUGUST

Als Walter mit dem Leihauto zurückkam, ließ er es in der Zufahrt stehen. Langsam ging er in die Garage und zog das Tor hinter sich zu, ohne seine Kleidung zu wechseln.

Er setzte sich auf einen Schemel und atmete tief ein. Der feine Geruch von Öl beruhigte ihn. Er gehörte zur vertrauten Welt, nicht zu den Dingen, von denen er am liebsten nichts gewusst hätte und die ihm schon beim Fernsehen Angst einjagten.

Der A6 hatte sicher schon die Grenze passiert. Wenn sie den Autoknacker jetzt erwischten, hatte er einen verdammt erklärungsnotstand. Vielleicht war es sogar ein Glück gewesen, dass ihm jemand die Last der Entsorgung abgenommen hatte, und es ging schon längst wieder aufwärts, ohne dass er es mit seinem tumben Verstand merkte.

Weitaus agiler, als er sich gesetzt hatte, stand Walter auf und wechselte in die Sportkleidung. Wenn das Leben es doch gut mit ihm meinte, wollte er schon seinen Teil dazu beitragen.

Diesmal kamen ihm die Nordic Walking-Stöcke weniger lächerlich vor. Er mied die Straße und kürzte über die Wolfgang Schaffler-Promenade zum Altersheim Nonntal ab, um dort anzusetzen, wo er am Vormittag abgebrochen hatte. Die Dächer der stadteigenen Glashäuser vor dem Sonnenbergpark wirkten schmutzig grau. Zum Schutz vor der

Augustsonne dunkelten die Stadtgärtner ihre Gewächshäuser bis zum späten Nachmittag ab.

Zwischen Thumegger Bezirk und Leopoldskronstraße versteckte sich eine Kleingartensiedlung. Es roch nach Holzkohle und nach Grillrosten, an denen ein bisschen Fett klebte. Hier war das Leben in Ordnung, in den kleinen langgezogenen Gartenparzellen mit ihrem normierten Bewuchs, der ein braves Paradies vortäuschte. Jedes Häuschen hatte seine Fixmaße und einen festen Platz, hier war die Natur in Ordnung gebracht.

Plötzlich ging alles so leicht. Nichts tat ihm weh. Am Leopoldskroner Weiher hielten ein paar Unverbesserliche Angelruten in der Hand und hofften, die Fische mögen sich vom heißen Wetter den Appetit nicht verderben lassen. Er nickte ihnen freundlich zu. Sie hoben ihre grünen Bierdosen zum Gruß und grinsten zurück.

Vor der Pizzeria am Nordwestende des Teiches kam er kurz aus dem Rhythmus, weil ein Autobus eine Ladung Japaner ausspuckte. Zumindest schloss er von der Nikon-Dichte darauf, dass es Japaner sein mussten. Sie knipsten auf Teufel-komm-raus zum Schloss Leopoldskron hinüber.

Danach kam er nicht mehr ganz rein in die Bewegung.

Die Firmianstraße war wie immer an Badetagen zugeparkt von

den Gästen des Leopoldskroner Bades. Jetzt, am späten Nachmittag, leerte sich das Lepi, wie die Salzburger die Anlage nannten, allmählich. Autos rangierten millimeterweise, Menschen in Shorts und mit Strohmatte unter dem Arm überquerten ohne Rücksicht auf Autos oder Jogger Firmian- und Leopoldskronstraße.

Beim Einbiegen in die Schwimmschulstraße kam er völlig zum Stehen. Nicht wegen übermotivierter Autofahrer oder Badegäste. Nein, aus schierer Verblüffung.

Vor dem Strasserwirt stand der A6.

Walter wagte nicht, sich dem Auto zu nähern.

Vielleicht war das eine Falle. Er sah sich um, konnte aber niemanden entdecken, der ihn beobachtete. Auch hinter den Fenstern der umliegenden Wohnhäuser bewegte sich keine Gardine. Niemand schien zu lauern.

Wie zufällig trottete Walter zum Auto. Es war unversperrt.

Jeder in der Straße wusste, dass es ihm gehörte beziehungsweise als Dienstauto zur Verfügung stand. Wozu also so tun, als ginge es ihn nichts an.

Als hätte er etwas im Innenraum vergessen, öffnete er die Fahrertür. Der Schlüssel steckte nicht mehr. Walter fand ihn ein paar Sekunden später unter dem Vordersitz.

Instinktiv legte er seinen Finger auf die Fernbedienung, um den Kofferraum automatisch zu öffnen. Im letzten Moment zuckte er zurück. Was, wenn jemand hinter dem Auto stand und dann direkt auf einen frei herum kollernden Schädel blickte?

Also ging er gelangweilte Bedächtigkeit vortäuschend um das Auto herum und sperrte auf. Langsam und elegant hob sich der Deckel zum Laderaum.

Walter stand davor wie erstarrt. Der Kofferraum war leer.

SEPTEMBER

„Ich hab nur kurz Zeit, Franco.“

Laura klang deprimiert am Telefon.

„Überarbeitet?“, schnitt Moll seiner Schwester das Wort ab. Er hätte mit Oberhollenzer längst bei Gokl sein sollen.

„Auch. Warum hast du mich nicht zurückgerufen?“

„Ehrlich gesagt, ich hab's vergessen. Tut mir leid. Gestern ist mir mehr oder weniger ein Banküberfall dazwischen gekommen.“

„Bist du dafür jetzt auch zuständig?“

Franco zögerte ein wenig.

„Nein, das war ... eher privat.“

„Ein privater Banküberfall?“

Jetzt sprach wieder die Journalistin aus Laura.

„Naja, Felix hat eine neue Freundin, die gestern überfallen wurde.“

Laura wurde ungeduldig.

„Kannst du bitte in ganzen Sätzen mit mir reden, die auch Sinn machen? Oder mir alles, was du mir sagen willst, in zehn Zeilen erzählen?“

Wenn seine Schwester redete, als müsste man alle Vorgänge

in der Welt in Kurzmeldungen für die Nachrichten komprimieren, war es Zeit, sich große Sorgen um sie zu machen. Franco kannte diese Anfälle zur Genüge.

„Was ist los, Laura? Sag's gleich, bevor wir zu streiten beginnen.“

Kurz wurde es still im Telefon.

„Papa ist krank.“

„Ich hab keinen Vater mehr“, antwortete Franco ohne zu zögern.

Die Reaktion seiner Schwester brauchte keine halbe Sekunde.

„Hör endlich auf mit dem Scheiß. Papa hatte einen Schlaganfall.“

Laura schrie ihn jetzt an.

„Wir wissen nicht, ob er durchkommt.“

„Wir: das sind du und deine Mutter.“

„Die bekanntermaßen auch deine Mutter ist“, redete Laura mit unverminderter Lautstärke weiter. „Hast du verstanden, was ich gesagt habe? Schlaganfall. Ein schwerer Schlaganfall. Wenn du jetzt weiter auf stur machst, dann verpasst du vielleicht deine letzte Chance, dich mit ihm zu versöhnen. Ihr verdammten sausturen Idioten ihr. Warum habt ihr euch so lange Zeit gelassen, eure kindischen Unstimmigkeiten

auszuräumen?“

Franco atmete lang aus.

„Ist es daheim in Linz passiert?“

„Ja“, antwortete Laura nach wie vor genervt.

„In welchem Spital liegt er denn?“

„Bei den Elisabethinen.“

Franco zögerte mit der nächsten Frage.

„Du meinst, ich soll hinfahren?“

„Ja, das meine ich“, antwortete Laura. „Nicht irgendwann, sondern bald.“

Der Kopf des Vaters sollte nicht der einzige bleiben, der in diesen Tagen aus der Vergangenheit auftauchte.

Die beiden Fischer hatten sich trotz des diesigen Wetters schon um sieben Uhr früh an den Leopoldskroner Weiher gesetzt. Es war Samstag. Sie hätten nicht gewusst, was sonst tun am Wochenende. Überraschenderweise hatte sie niemand für irgendeine Spachtelarbeit in irgendeiner Wohnung gebucht. Der eine war eigentlich Ingenieur der Elektrotechnik, der andere Veterinärmediziner, aber dort, wo sie herkamen, konnte man von ihrer Arbeit nicht leben.

Spachteln, das konnten sie hingegen. Mittlerweile. Ein Freund hatte sie in eine von diesen Firmen eingeschleust, bei denen man besser nicht nachfragte, wie sie gestern hießen und morgen heißen würden. Das Geld bekamen sie am Ende der Woche auf die Hand, das passte.

Manchmal buchte jemand sie privat. Dann gingen die neun Euro pro Stunde ohne Umwege in ihre Privatkasse, sonst zahlte ihnen der Chef sechs Euro.

Angeln: das war so etwas wie ein bisschen daheim sein. Beziehungsweise für ein paar Stunden vergessen, dass man in der Fremde lebte.

Pjotr nahm einen Köderfisch aus dem Kübel. Er schlug ihm mit der Rückseite des Fischermessers zweimal auf den Kopf, dann schnitt er die Bauchunterseite auf. Das Fischen mit lebendem Köder war verboten. Vorsichtig entfernte er die Galle und die Innereien und holte schließlich das zuckende Herz aus den Eingeweiden am Boden. Er kniff die Augen konzentriert zusammen und montierte es bedächtig auf einen Haken. Es bewegte sich nervös, wie ein rosa Käfer, der sich befreien wollte. Mit einem eleganten Schwung der Angel warf Pjotr Köder samt Schwimmer etwa fünfzehn Meter in den Weiher. Sein Kollege saß schon auf dem Klappschemel und rauchte. Den Gestank des Tabaks bekam der nie wieder von den Fingern. Der Geruch klebte auch am Köder. Fische waren keine

Nikotinjunkies. Darum hatte Pjotr meist mehr Anglerglück als sein stinkender Freund.

Pjotr holte seine zweite Rute aus der Sporttasche. Langsam löste er den rot-silbernen Blinker von einem Ring an der Rute und zog die Teleskopstangen bedächtig aus.

Rechts von ihnen lag eine Birke im Wasser. Sie war von der nördlichsten der drei malerischen Kleinstinseln in den Weiher gestürzt. Zwei Reiher saßen in ihrer Krone und schienen belustigt auf die Fischer herüber zu starren. Lausige Konkurrenten, die es besser hatten. Während die Männer pro Rute nur zwei Fische mitnehmen durften, konnten die Fischreiher fressen, was sie wollten. Daheim hätte man mit den Viechern kurzen Prozess gemacht. Aber hier lief man Gefahr, gelyncht zu werden, wenn man den Biestern eine auf den Pelz knallte.

Pjotr warf den schweren Blinker weit in den Weiher hinein, ließ ihn kurz absinken und begann ihn dann mit ruhiger Hand einzuziehen. Gleichmäßig und beruhigend ratterte die Rolle, während er die Kurbel drehte.

Am Schloss gegenüber zog eine Dunstschwade vorbei. Auch an der Oberfläche des Teichs schienen einzelne Stellen mehr zu dampfen als andere. Immer wieder stiegen irgendwo Luftblasen auf, als gäbe es in der Dunkelheit des Wassers unbekanntes Leben, das sich ab und an verriet.

Wie ein tänzelnder Fisch, der Himmel und Wasser abwechselnd seine silbern blitzende und seine stumpfgraue Seite zeigte, glitt der Blinker an die Oberfläche. Pjotr hob ihn ohne Enttäuschung aus dem Wasser. Sein rauchender Freund hob den Deckel von der Kühlbox und nahm zwei Dosen Bier heraus. Eine reichte er wortlos herüber. Das Knacken des Blechverschlusses beim Aufreißen wirkte fremd und laut im Grau des Dunstes. Trotzdem: Es würde ein schöner Tag werden, davon war Pjotr überzeugt. Bis er kurz nach acht die Angel mit dem Blinker zum fünfzehnten Male einzog.

„Ich fürchte, du musst packen“, rief Franco in Felix' Zimmer, während er das Handy in seine Hosentasche zurücksteckte.

„Packen für Urgroßvater? Plan-U? Ist wieder einer tot?“

Franco nickte.

Felix hatte eben begonnen, den Looping seiner Autorennbahn aufzubauen. Kurz zuvor beim Frühstück hatten sie ausgemacht, ein paar Rennen gegeneinander zu fahren. Umso mehr schlechtes Gewissen schlich jetzt in Moll hoch.

„Komm, wir nehmen die ganze Rennbahn mit, ja?“

„Aber der Ticktack-Opa ist kein Gegner für mich. Mit seinen alten Händen kommt er mit dem Regler nicht mehr gut

zurecht. Er bremst zu langsam und fliegt aus jeder Kurve. Das macht keinen Spaß.“

„Aber zum Trainieren reicht doch, oder?“, versuchte Franco die Situation ins Positive zu drehen. Er ging zum Kasten und zog Felix' Notfallrucksack aus einem Fach.

„Vielleicht können wir morgen das Rennen nachholen.“

„Nachholen? Ich will *jetzt* mit dir Rennbahn spielen.“

„Ich eigentlich auch“, seufzte Franco. „Schau, du weißt, ich bin Kriminalpolizist. Wenn mir der Chef einen Fall gibt, kann ich nicht nein sagen. Von dem, was ich verdiene, können wir uns dann eine Rennbahn kaufen.“

„Ich brauche keine Rennbahn mehr. Ich hab schon eine.“

Mit zusammengekniffenem Mund nahm Felix seinem Vater den Rucksack aus der Hand und wollte ihn sich über die Schulter hängen.

„Zieh zuerst die Jacke an, Felix.“

Auch das ließ Felix ohne Reaktion mit sich geschehen. Ebenso still setzte er sich im Vorraum auf einen Schemel und schlüpfte in seine Schuhe.

Solange Felix schweigend schmollte, wusste Franco, dass es nur Schauspiel war. Wenn sein Sohn wirklich empört war, flippte er aus und begann herumzuschreien.

Als Moll die Wohnungstür schloss, drehte sich Felix' Stimmung um 180 Grad.

„Melinda! Hallo!“, jubilierte sein Sohn.

Die Nachbarin in spe kam eben die Stiege herauf.

„Kann ich bei dir bleiben?“

Melinda sah ratlos zwischen Franco und seinem Sohn hin und her.

„Ich muss ausrücken. Ein Notfall“, erklärte Franco und zog sein Ledersakko zurecht. „Felix darf in solchen Fällen bei seinem Urgroßvater übernachten.“

„Und das wissen Sie schon jetzt kurz vor neun Uhr früh, dass Sie nicht heimkommen?“

„In diesem Fall: ja.“

Melinda drehte sich zu Felix und ging in die Knie.

„Beim nächsten Mal kannst du gerne bei mir bleiben. Heute ist es irgendwie blöd. Ich warte in der Wohnung auf zwei Handwerker und krieche den ganzen Tag im Staub herum. Das würde dir kein Vergnügen machen, glaube ich.“

Felix nickte.

„Okay, aber nächstes Mal sicher, ja?“

Melinda nahm seinen Kopf kurz in ihre Hände.

„Ja, versprochen. Dann habe ich auch schon eine Couch und Sessel zum Sitzen.“

„Einen Tisch bekommst du aber auch? Oder müssen wir die Fischstäbchen auf der Couch essen?“, sorgte sich der Achtjährige.

„Nein, es wird alles zu deiner Zufriedenheit eingerichtet werden.“

„Dann ist es ja gut“, rief Felix und sprang vergnügt die Stufen hinunter.

Pelegrini hatte kein Auto. Moll holte sie von der Bushaltestelle „Justizgebäude“ ab. Ihn plagte noch immer das schlechte Gewissen wegen des verpatzten Wochenendes mit Felix, und Martina Pelegrini wirkte übernünftig. Jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, fuhren sie in den morgendlichen Schatten des Rainberges ein und schließlich in der Gegenrichtung die Leopoldskroner Straße hinauf. Oberhollenzer würde frühestens in zwei Stunden zu den beiden stoßen. Er verbrachte das Wochenende wie immer daheim im Pinzgau und schlief sich womöglich noch den Rausch von der rituellen freitäglichen Heimkehrfeier aus. Oder er war bereits an Krautsuppenvergiftung gestorben. Bei der Pizzeria am Weiher stellten sie wegen des Fahrverbots am Seeufer den Wagen ab.

Etwa einhundertfünfzig Meter entfernt hatte der Gruppenleiter der Tatortgruppe I, Hans Schmid, bereits einen kleinen Bereich absperren lassen. Die paar Meter konnten sie zu Fuß gehen.

„Was ist denn das für ein Anwesen?“

Martina Pelegrini deutete mit dem Kopf auf das monumentale Schloss Leopoldskron am gegenüberliegenden Ufer des Weihers. Über seinem hellen Dach waren durch den Dunst, der sich jetzt langsam auflöste und von einzelnen feinen Sonnenstrahlen zerstäubt wurde, die weißen Mauern der Festung zu sehen.

„Das gehört einer amerikanischen Stiftung. War mal tatsächlich ein Wohnhaus. Naja, Wohnschloss. Es gehörte bis 1938 Max Reinhardt, dem Theatermann. Er hatte offenbar auch im Leben Sinn für's Theatralische. Sonst kauft man sich ja kein Barockschloss, oder?“

Pelegrini schüttelte verständnislos den Kopf.

„Ich glaube, ich mag superreiche Menschen nicht. Und das hat er sich alles mit Theater erarbeitet?“

„Keine Ahnung. Aber den Atem von Max Reinhard spürst du jetzt noch in Salzburg“, sinnierte Franco. „Er hat die Stadt zu einer Bühne gemacht. Also, die Festspiele hat er zumindest gegründet.“

„Mit einem Weihrauchkessel?“, ätzte die junge Polizistin. Franco grinste und sparte sich eine Antwort, weil ihnen am rotweißen Band der Absperrung bereits Hans Schmid entgegenkam.

„Ich seh keine Leiche“, sagte Franco, während er dem fast

sechzigjährigen weißhaarigen Kollegen die Hand schüttelte.

„Vorerst haben wir nur einen Kopf. Einer von den beiden Russen da hat ihn beim Angeln aus dem Weiher gezogen. Aber schau's dir selber an. Die Taucher vom Einsatzkommando sind schon unterwegs. Die werden hoffentlich noch was finden.“

Pjotr und sein Freund saßen scheinbar unbeeindruckt vom grausigen Fund auf ihren Schemeln. Nur der Biervorrat in der Kühltasche hatte sich durch das Geschehen der letzte Stunde etwas schneller reduziert.

Die Angeln steckten in einer Halterung am Ufer. Wie der Rückstrahler eines Fahrrades glänzte der silberrote Blinker im fahlen Licht.

Ein Mann in einem weißen Overall samt Kapuze stand ratlos im Hintergrund.

Neben Pjotr lag ein aufgerissener gelber Plastiksack mit der Aufschrift „Glutenfrei leben“ und der Adresse eines Geschäfts in der Innenstadt auf dem Boden. Auf ihm starrte ein fast vollständig skelettierter Schädel Richtung Schloss Leopoldskron. Nur der Unterkiefer fehlte ihm. Hans Schmid hielt ihn mit zwei spitzen, behandschuhten Fingern.

„Sehr alt kann der Kopf nicht sein. Schau dir die Füllungen an. Die sehen zumindest für einen Laien wie mich modern aus.“

Franco Moll nickte.

„Max Reinhardt hätte dieses Theater gefallen. Wer hat den

Kopf so schön auf dem Plastiksack drapiert?“

Schmid deutete auf Pjotr.

„Der hat den Kopf im Sackerl aus dem Wasser gezogen.“

Pjotr nahm einen Schluck aus der Bierdose. Er redete, ohne sich zu den Kriminalpolizisten zu drehen.

„Ist eigentlich gute Zeit für Hecht. Kopf sollte Schonzeit haben. Ganzjährig.“

Moll und Pelegrini gingen auf den Fischer zu und schüttelten ihm die Hand.

„Wie fischt man einen Kopf?“, fragte Franco und blickte suchend über den Weiher.

„Mit Blinker. Hab aus Bier getrunken bei Fischen. Einmal zu viel vielleicht. Da ist Blinker zu tief gesunken. Und dann: war wie schwerer Biss von Hecht. Ging aber dann viel leichter als erwartet. Hab gedacht: vielleicht ein kleiner Zander. War aber Plastiksack mit Kopf drin. Ist kein Platz dafür in meinem Kescher. Hab deshalb gleich von Lokal telefoniert.“

Pjotr deutete auf die Pizzeria.

„Hab sonst nix gemacht, außer Kopf hingestellt für letzten Blick.“

Moll klopfte dem Russen kurz auf die Schulter.

„Gut gemacht, danke.“

„Petriheil“, rief Pelegrini ohne Bewusstsein für die Ironie ihres Grußes dem glücklosen Fischer noch zu und drehte sich zu

Schmid um.

„Sag mir was, Franco“, hörte Moll eine bekannte Stimme. Am Rand der Absperrung stand seine Schwester Laura. Der Mann daneben hatte eine Kamera auf seiner Schulter.

„Was machst du mit dem Fernsehen da?“

Laura zupfte am Absperrungsband.

„Ich muss einspringen. Am Wochenende sind kaum Redakteure da. Einer ist jetzt noch krank geworden.“

Franco ging ihr ein paar Schritte entgegen, blieb dann aber auf halbem Weg stehen.

„Ich kann dir trotzdem nichts sagen. Mach dir das mit Gokl aus.“

„Ein Schädel im Leopoldskroner Weiher. Sowas passiert ja nicht alle Tage. Was werdet ihr jetzt machen?“

„Zuerst mal schauen, wem er fehlt. Vielleicht gibts noch biologische Spuren, die verwertbar sind. Aber das ist jetzt Sache der Gerichtsmedizin. Bitte, Laura, frag Gokl, und bring mich nicht in Verlegenheit.“

Laura gab nicht nach. Offenbar konnten nicht einmal Familienbande die Blutgier von Chronikjournalisten bremsen.

„Aber ihr werdet ja wissen, wer abgängig ist und wem der Kopf fehlen könnte, oder?“

Moll schüttelte den Kopf.

„Dafür ist es jetzt noch zu früh.“

Überhaupt war er nicht gut auf Laura zu sprechen, seit sie ihn am Telefon so angeschrien hatte. Moll ging langsam zurück zu Schmid und Pelegrini.

„Meinst du, der gehört zu Julia oder ihrem Stiefvater?“

Moll zuckte mit den Achseln.

Fünzig Meter weiter Richtung Pizzeria zogen sich eben zwei Taucher ihre Brillen über die Augen und steckten sich die Mundstücke ihrer Pressluftflaschen zwischen die Zähne.

Schmid gab den schwarzen Froschmännern mit der Hand ein Zeichen. Vorsichtig stiegen sie ins Wasser.

„Vielleicht finden wir noch ein paar Teile zum Leichenpuzzle. Obwohl: ein Kopf in einem Sack, das schaut eher nach Einzelverpackung aus. Wir bringen das Ganze jetzt mal rein, ja?“

Moll nickte, während Schmid seinem Mitarbeiter im weißen Overall ruhig Anweisungen gab.

„Wo ist die Szifkovits?“, fragte Moll.

Schmid lachte.

„Du wirst doch nicht glauben, dass sie wegen einem Schädel ihre heilige Wochenendruhe unterbricht, oder?“

In diesem Augenblick läutete Pelegrinis Telefon. Es klingelte nicht mit den üblichen Gongs und Musikfetzen, es machte eher ungewöhnlich auf sich aufmerksam: Mit dem Geräusch von aufheulendem Tennispublikum samt dem Ploppen von

Tennisbällen im Hintergrund und abschließendem Applaus nach einem Ballwechsel, wie ihn Moll nur von den Grand Slam-Turnieren im Fernsehen kannte.

Pelegrini ließ sich Zeit, bis sie das Gespräch annahm.

„Herr Brigadier?“

Pause.

„Ja, der ist da. Ich weiß auch nicht, warum er nicht abhebt.“

Kurze Pause.

„Okay.“

Damit reichte Martina Pelegrini das Telefon an Franco weiter.

Der Brigadier klang not amused. Moll ging sofort in Verteidigung.

„Ich hab mein Handy im Auto liegen gelassen, tut mir leid.

Aber wie Sie sehen, bin ich trotzdem erreichbar...“

„Egal jetzt“, schnitt Brigadier Gokl dem Chefinspektor den Satz ab, „wir haben einen Kopf gefunden, richtig?“

„So ist es.“

„Wissen Sie, was das für das Sicherheitsempfinden bedeutet?

Dass in Salzburg Menschen ihren Kopf verlieren und keiner findet was dabei? Keinem fällt's auf? Vor allem uns nicht? Ich sage nur ‚Alarmstufe Rot‘, verstehen sie mich? Das Fernsehen sitzt mir schon im Nacken. Ackern Sie alle

Vermisstenmeldungen der letzten Zeit durch. Machen Sie Szifkovits Druck.“

Jetzt unterbrach Moll.

„Herr Brigadier, mit Verlaub. Ich werfe mich nicht selber in den Rachen des Löwen. Das gehört hochoffiziell auf Ihrer Ebene gelöst. Ich möchte mir nicht Szifkovits' heiligen Zorn zuziehen, weil ich die Frau Doktor aus dem Wochenende hole.“

„Gut, sagen Sie Ihren weichen Knien, sie sollen zu schlottern aufhören. Das übernehme ich. Um alles andere kümmern Sie sich, Chefinspektor Moll.“

Gokl hatte die letzten zwei Worte besonders deutlich ausgesprochen, als müsste er Franco wieder einmal an seine Funktion erinnern. Damit legte der Brigadier auf.

„Super Klingelton“, sagte Moll, als er seiner Kollegin das Handy zurückgab.

„Den hab ich nur für Gokls Festnetz- und Mobilnummer“, grinste Pelegrini.

Der Vormittag verging wie im Flug. Pelegrini und Moll ließen sich noch einmal alle Vermisstenmeldungen des letzten Jahres geben. Es war ein ganzes Dutzend.

Gegen Mittag tauchte Oberhollenzer auf. Er sah zum Erbarmen aus, in der linken Hand trug er seine silberne Thermosflasche.

„Ich hab dir ja gesagt, dass dich die Krautsuppendiät umbringt“, ätzte Moll. „Es ist ein langsames qualvolles Eingehen, begleitet von bestialischen Gerüchen.“

Oberhollenzer ließ sich stöhnend in den Sessel sinken.

„Wenn du nur so grauslich zu mir sein kannst wie die Suppe, dann bist du glücklich, stimmt’s? Aber es war alles ganz anders. Der Steiner Bertl hat einen Hirsch geschossen. Der hatte sicher acht Kilo.“

Pelegri blickte überrascht hinter ihrem Monitor hervor.

„Ein Hirsch mit acht Kilo? Bringt ihr schon die Bambies um?“

„Ach du Stadtkind. Die Trophäe hatte acht Kilo. Das Geweih, verstehst du? Der Kopfschmuck des Hirschen, sein Käppi. Das Tier selber hat sicher einhundertfünfzig Kilogramm in der Decke.“

„In der Decke?“

„Mit Eingeweiden.“

„Ah ja, dann bist du jetzt mit der Schädeluche eh ganz richtig bei uns, wenn du so auf grausliche Kadaver stehst“, parierte Pelegri.

„Das Favoritener Kindl redet schon wie eine Große. Brav ist sie, nicht?“ nickte Oberhollenzer ihr anerkennend zu.

„Aber das war noch nicht das Schlimmste. So einen Hirsch muss man tot trinken, weißt du?“

„Heißt was? – Obwohl, wenn ich dich so anschau,

Oberhollenzer, dann versteh ich's eh. Ein paar Hirschen blasen sich alkoholisch um, weil sie ein armes Tier aus der Distanz mit Zielfernrohr hingerichtet haben."

„Das gebietet der Respekt, Fräulein Pelegrini, also das, was dir fehlt. Und es heißt auch nicht Zielfernrohr, sondern ‚Glas‘, ja?“

„Dort, wo du zu tief hineingeschaut hast?“

Oberhollenzer winkte ab. Der Wortwechsel mit dem Stadtkind, das nichts vom Werden und Vergehen, von Waidwerk und Naturliebe verstand, hatte ihn rasch ermüdet. Er ging zwar erst seit kurzem mit dem Gewehr auf die Jagd, aber mit dabei gewesen war er in den letzten Jahren oft.

„Und jetzt?“, fragte Pelegrini, als sie die Vermissten sondiert hatten.

„Jetzt gehen wir aus Verzweiflung zu Bruno ins LAGE essen und danach machen wir die Zahnbürstentour.“

Moll teilte die Vermisstendaten auf drei Stapel auf.

„Jeder von uns übernimmt vier Vermisste, fährt zu ihnen heim und nimmt was mit, wo wir noch biologische Spuren erwarten können, Haarbürste, Zahnbürste, Computertastatur, Wimperntusche. Wenn wir sehr viel Glück haben, dann passt eine DNA zum Kopf. Ich nehme ja doch an, dass jemand aus der Szifkovits-Truppe noch Erbgutspuren am Schädel findet.“

Das LAGE zu betreten, war ungefähr so geruchsintensiv wie aus einer kalten Fritteuse zu inhalieren. Bruno stand gelangweilt hinter dem Tresen, vor sich ein kleines, unangetastetes Bier, dessen Schaum eingesunken war. Offenbar beschäftigte ihn etwas sehr. Abwesend schob er sich ein paar Grammeln in den Mund und trank dann doch einen Schluck nach.

Als die drei Kriminalpolizisten das LAGE betraten, hellte sich seine Miene auf.

„Ich wollte schon zusperren. Gar kein Umsatz bis Mittag, ist doch zu wenig. Selbst für den bescheidensten Ex-Gendarmen.“

„Hast du was Magenverträgliches für uns, Bruno?“

„Nein“, antwortete der korpulente Wirt wie aus der Pistole geschossen. „Heute gibt’s ein Einheitsgericht. Einen ‚Horstl‘, benannt nach meinem Lieblingsfleischer. Ich kann euch eine Eierspeise mit Grammeln auf Schwarzbrot machen. Und weil ihr meine Lieblingskieberer seid’s, toastete ich euch das Schwarzbrot auch noch.“

„Hervorragend“, sagte Pelegrini und lächelte den Wirt an, den sie bisher nur als grantelnden Patron erlebt hatte.

„Du weißt schon, dass wir heute noch arbeiten müssen?“ versuchte Moll vorsichtig einzuwerfen.

Bruno nickte.

„Wenn du willst, mache ich deinen ‚Horstl‘ mit vier statt mit drei Eiern. Das gibt Kraft.“

„So meinte ich das nicht.“ Franco überlegte kurz, ob er Bruno die Sache mit den Steinen im Magen erklären sollte. Sich’s mit Bruno zu verderben, bekam niemandem gut.

„Für mich bitte eine Kinderportion“, zwinkerte Pelegrini dem dominanten Wirt zu. Sie hatte es offenbar faustdick hinter den Ohren, wenn es drauf ankam, wie ihre beiden Kollegen mit Erstaunen merkten.

„Und du, Oberhollenzer?“

„Vergib mir untertänigst, du Respektwürdigster aller Gastronomen. Aber mir geht’s nicht gut. Der Arzt hat mich auf Diät gesetzt, damit ich ihm als Patient und dir als Kunde erhalten bleib. Darf ich meine Suppe bei dir trinken, wenn ich dafür zahle? Ausnahmsweise?“

Er sah Bruno treuherzig an, dass es einem warm um’s Herz werden hätte können für den einhundertdreißig-Kilo-Koloss.

„Arme Sau“, sagte Bruno nur und schlurfte zurück hinter den Tresen.

Gefühlte zwölftausend Kilokalorien später erhob sich Moll. Es ging nur mit Mühe. So ähnlich musste sich der Wolf mit den Wackersteinen gefühlt haben, bevor er ins Wasser stürzte. Ja genau, er hatte Felix ja etwas versprochen. Wenn er das

Versprechen morgen nicht einlöste, war er in der Bredouille.
Dann konnte er auch nicht mehr auf Verständnis von Felix
hoffen.